

Andrea Kochniss

Der tollste Mann der Welt

Es war einmal 2016

Der tollste Mann der Welt

Es war einmal 2016

Andrea Kochniss



Impressum

Texte: © Copyright by Andrea Kochniss
Cover:: Quelle Bildmaterial: www.pixabay.de
Covergestaltung: Andrea Kochniss
Verlag: epubli
Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH,
Berlin

Anmerkungen

Die Orte *Schleibenthal*, *Erpenich* und *Görnbeek* sowie ihre Bewohner sind frei erfunden. Jegliche eventuelle Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman hat sich aus der Kurzgeschichte *Der tollste Mann der Welt* entwickelt, welche vor einiger Zeit in einer Kurzgeschichtensammlung der Autorin in den Shops erhältlich war

Die Protagonistin dieses Romans, Chrissie Weinfeld, ist vielen Lesern schon als beste Freundin von Sunny Dahlke aus dem Roman *Engelsgerüchte* bekannt.

Der immer wiederkehrende Wechsel der Zeitformen in Chrissies Tagebuchteil dient zur Charakterisierung des Teenagers und ist im geistigen Vollbesitz der Autorin entstanden.

Für alle weiteren Fehler, die trotz ständigen Korrigierens überlebt haben, entschuldigt sich die Autorin zutiefst.

Kapitel Eins

Ich war spät dran.

Was ungünstig war, weil ich auf die Weise keinen guten Parkplatz mehr am Haus meiner Großeltern fand. Tatsächlich bringt es nicht wirklich viel, Einzelkind zu sein, wenn die eigene Mutter sechs Geschwister hat, die selbst ebenfalls Horden an Kindern haben.

Die ganze Straße stand voll von Autos meiner Sippschaft, und so blieb mir nichts anderes übrig, als meine eigene Klapperkiste in die Schlange einzureihen, die ausgerechnet am Haus der Familie Kessel endete.

Ich griff nach meiner Handtasche, die ich vor ein paar Minuten noch lieblos in den Fußraum auf der Beifahrerseite geschmissen hatte. Ich befreite sie von der Verpackung eines Schokoriegels, die hartnäckig an ihr klebte.

Nachdem ich ausgestiegen war, schloss ich mein Auto nicht ab. Wir befanden uns hier in der Schlehenstraße in Schleihenthal, hier sagen sich Fuchs und Hase noch Gute Nacht. Soweit ich zurückdenken konnte, hatte es hier noch nie ein Verbrechen gegeben.

Eilig schwang ich mir die Handtasche über die Schulter und lief los.

Die Einfahrt zu passieren gestaltete sich schwieriger als erwartet. Nicht nur Omas und Opas Autos parkten dort wie gewohnt, zusätzlich befanden sich dort noch ein pinkes Rutsche-Auto, diverse Sandkasten-Utensilien samt Sand und ein Seil, das quer von der Hecke der Nachbarn bis zur

Haustüre gespannt war. Gut, so hatte ich wenigstens eine Ausrede für mein Zuspätkommen.

Ich machte vor dem Seil, das offensichtlich als Schranke genutzt wurde, Halt. Ein dunkelhaariger Zwerg hockte im Gebüsch und krächte: »Passwort oder Geld her!«

Da ich weiß, dass in der Schlehenstraße 11 keine Zwerge wohnten - im Übrigen auch kein anderes Fabelwesen, obwohl wir uns hier in der Eifel befanden - tippte ich auf einen meiner Cousins.

»Jakob?«, versuchte ich es.

»Falsches Passwort!«, krächte es aus dem Busch.

»Spar dir dein Passwort. Ich bin es, deine Cousine Chris-sie. Lass mich einfach durch.«

»Das kann ja jeder sagen. Was, wenn du eine böse Hexe bist?«

»Wenn das so wäre, hätte ich dich längst samt Seil an den Ahornbaum gehext und das Haus mit fiesen Flüchen in Schutt und Asche gelegt. Also, was ist jetzt?«

Der Zwerg seufzte, ließ das Seil sinken und krabbelte aus dem Gebüsch. »Die anderen haben das Passwort auch nicht gewusst, aber die haben wenigstens bezahlt.«

»Linus. Da habe ich ja fast richtig geraten. Hat sich die Ausbeute denn gelohnt?«

Linus leerte die Taschen aus. Auf den ersten Blick waren das mindestens zehn Euro in Münzgeld.

»Nicht schlecht. Hast du schon mal überlegt, das beruflich zu machen?«

Linus schien einen Moment zu überlegen. »Hm, später vielleicht. Ich sollte vielleicht doch besser erst die Schule beenden«, sagte er dann.

»Gute Einstellung, besonders für einen Achtjährigen.«

»Neun!«, rief Linus empört aus.

»Was?« Ich war bereits über das Seil geklettert und hielt die Klinke der Haustür in der Hand.

»Neun, Chrissie, nicht acht. Ich bin schon neun!«

»Ja, tut mir leid!«, entschuldigte ich mich halbherzig, »Ich verwechsle das jedes Mal mit Jakob.«

»Der ist aber sieben!«, rief er mir nach, als ich schon im Haus verschwunden war.

Da sollte noch einer durchsteigen! Es glich schon einem Wunder, dass ich die neun Kinder meiner Onkel und Tanten den richtigen Eltern überhaupt zuordnen konnte.

Als ich die große Wohnküche betrat, herrschte geschäftiges Treiben. Die Terrassentür stand auf, der rauchende Teil meiner Familie befand sich dort. Ein Pulk von Frauen mehrerer Generationen, unter anderem Oma Lene und meine Mutter, wuselten an der Küchenzeile herum. Ein paar der Kinder deckten den Tisch, die Kleinste von allen jedoch, Lilly, hockte darunter. Das blonde, pummelige Feenwesen küsste den Hund im Sekudentakt mitten auf die feuchte Nase.

»Hallo Familie!«, machte ich mich bemerkbar.

Tatsächlich war Hund Rocco der Erste, der sich erhob und mich freudig begrüßte. Erst sprang er an mir hoch, um sich dann im Anschluss dafür zu entscheiden, die Schokoladenreste von meiner Handtasche zu lecken. Lilly war die Nächste, die auf mich zu rannte und mein Bein umklammerte.

»Oh, meine wunderschöne Chrissie-Prinzessin!«, quiekte die Vierjährige und küsste inbrünstig mein Knie.

Oma legte den Schneebesens beiseite und kam auf mich zu, um mich zu drücken. »Schön, dass du da bist, Chrissie-Kind.« Sie schaute an mir herunter. »Weißt du, dass du das als Kind genauso gemacht hast?«, fragte sie.

Ich grinste. »Was? Die Handtaschen der Besucher abgeleckt?«

»Chrissie!«, ermahnte mich meine Mutter. »Sei nicht so frech zu deiner Oma!«

Oma Lene winkte ab. »Lass das Kind doch. Ich weiß ja, wie es gemeint ist.«

Meine Mutter verdrehte die Augen, während sie die Kartoffeln abgoss. »Das Kind! Lene, meine Tochter ist zwei- unddreißig!«

»Na und? Erwachsen kann sie noch früh genug werden. Ein bisschen Humor hat noch keinem geschadet.«

Ich legte Hund, Handtasche und Kind ab. »Kann ich irgendwie helfen?«

Eine Stunde später, nachdem wir in Etappen gegessen hatten, saß die ganze Sippschaft im Garten. Obwohl die Wettervorhersage für den Ostersonntag eher mau gewesen war, steckte die Sonne nun doch das ein oder andere Mal bei knapp fünfzehn Grad die Nase durch die Wolken.

Jedes der Kinder hatte aus der riesigen Tiefkühltruhe im Keller ein Eis bekommen, und wir Erwachsenen ließen uns Oma Lenes selbstgemachten Eierlikör schmecken, den sie schon seit Jahrzehnten jedes Jahr zu Ostern in rauen Mengen produzierte.

»Wo hast du eigentlich deinen Tuppess gelassen?«, fragte Tanja, die zwar meine Tante war, die ich aber nicht so nann-

te. Sie war bloß vier Jahre älter als ich, genau wie ihr Zwilingsbruder Samuel. Wir waren quasi gemeinsam aufgewachsen, und so waren die beiden eher wie Geschwister für mich.

»Tuppess? Sagt man das heute noch so?«, fragte Oma Lene.

»Was ist ein Tuppess?«, fragte Lilly, die es sich bei ihrem Vater, meinem Onkel Cornelius, auf dem Schoß bequem gemacht hatte.

»Ein Tuppess ist ein Macker. Ihr Stecher, quasi«, klärte mein Cousin Finn die Kleine auf. Soweit ein Siebzehnjähriger dazu berechtigt war, einem Kindergartenkind so etwas zu erklären. Die Männer in der Runde lachten, und Tante Moni gab ihrem Sohn einen Klaps auf den Hinterkopf.

»Finn! Bring Lilly nicht solche Ausdrücke bei. Sie wird sie mit in den Kindergarten nehmen. Was wirft das denn für ein Licht auf Cornelius?«

»Wahrscheinlich genau das, was man in einer größeren Kleinstadt wie Erpenich von einem alleinerziehenden Vater erwartet. Sollen sie denken, was sie wollen.« Onkel Cornelius öffnete für sich und Opa eine Flasche Bier und stieß mit ihm an. »Prost!«

»Haben wir das jetzt ausdiskutiert? Darf Chrissie mir endlich sagen, wo ihr Tuppess steckt? Oder wenn es euch lieber ist: Wo sich ihr herzallerliebster Lebensabschnittsgefährte befindet?«, fragte Tanja.

»Robert kommt nach. Er hat noch was im Büro zu erledigen«, antwortete ich.

»Am Ostersonntag? Welcher Mensch muss da arbeiten?«, fragte mein Cousin Pierre. Ich wunderte mich, dass er über-

haupt etwas vom bisherigen Tag mitbekommen hatte, hing er doch ununterbrochen mit seiner Nase im Smartphone.

»Ärzte? Krankenschwestern? Pflegepersonal? Ich kann von Glück reden, dass ich heute nicht arbeiten muss. Sonst säße ich wohl kaum hier«, sagte Cousine Marie giftig. Ihr zickiges Verhalten war nichts neues, und so ignorierten wir es auch dieses Mal.

Außer Finn natürlich. »Hallo? Chrissie sagt, ihr Tupples ist im Büro. Da wird er ja wohl kaum jemanden operieren oder pflegen.«

»Was macht dein Robert noch mal beruflich, Chrissie-Kind?«, fragte Oma Lene.

»Er ist Immobilienmakler.«

»Siehste, ein Bürofutzil«, sagte Pierre und streckte Marie die Zunge raus.

»Dein Robert hätte mal besser einen anständigen handwerklichen Beruf erlernt, dann müsste er auch sonntags nicht arbeiten« sagte Opa.

»Opa, er muss ja auch nicht, er wollte bloß noch eine Akte im Büro holen.«

»Und für diese blöde Akte fährt er extra nach Köln? Sein Büro ist doch in Köln, oder?«, fragte Oma Lene.

»Wenn du mich fragst, braucht der ganz schön lange. Bist du sicher, dass er nur eine Akte holt und keine Affäre hat?«, fragte Pierre.

Ich blickte meinen frechen Cousin mit einem gelassenen Lächeln an. Samuel lächelte ebenfalls in sich hinein und griff nach einer Flasche Bier aus dem Kasten, der unter dem Gartentisch stand. Samuel kannte Robert von allen hier am besten; wenn auch sehr verschieden, waren sie befreundet.

Er äußerte sich in dieser Situation aber nicht dazu. Das übernahm Tanja für ihn. Wie immer funktionierten die Zwillinge perfekt. »Robert? Nie im Leben! Warum sollte ein Typ wie er was anderes am Laufen haben, wenn er mit Chrissie zusammen ist? Der braucht keine Affäre. Chrissie ist so eine scharfe Braut, sie ist seine Affäre.«

»Tanja hat recht. Robert wäre schön dumm, wenn er Chrissie laufen ließe«, sagte Oma Lene.

»Als wenn er irgendeine Chance hätte, das selbst zu entscheiden. Niemand hat bisher mit Chrissie Schluss gemacht. Sie selbst hat all ihre Beziehungen beendet. Und jeder dieser Kerle war danach bis ins Mark erschüttert. Einige sogar reif für die Klapsmühle«, berichtete Tanja weiter. Ich liebte meine jüngste, verrückte Tante. Als anderthalb Jahre zuvor meine beste Freundin Sunny nach Görnbeek gezogen war, wurde Tanja meine engste Vertraute. Der Irrsinn lag im Blut dieser Familie, und sie und ich hatte eine große Portion davon abbekommen. Vielleicht übertrieb sie gerade ein wenig. Aber wirklich nur ein wenig.

»Immerhin ist meine Tochter nun schon zwei Jahre mit Robert zusammen. Und endlich ist das mal ein anständiger Kerl mit einem anständigen Job«, schaltete sich jetzt auch mein Vater ein.

»Noch nicht ganz zwei Jahre, Papa. Erst im Juli«, verbesserte ich ihn.

»Die vier Monate. Sei nicht immer so ein Korinthenkacker!«, sagte Oma Lene. Wie gut, dass in dieser Familie jeder so reden durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

»Was? So lange schon? Chrissie, das ist ja Rekord! Da wird es ja langsam Zeit für eine Hochzeit«, entschied Opa.

Ich griff nach der Flasche Eierlikör und goss mir noch ein Gläschen ein. Nachdem ich den Inhalt meine Kehle hinuntergestürzt hatte, sagte ich: »Nie im Leben, Opa! Mir legt keiner eine Fußfessel an. Auch kein Robert Dohm. Und das wisst ihr alle ganz genau!« Was für eine grauenhafte Vorstellung, mein ganzes restliches Leben an ein und dieselbe Person gebunden zu sein. Das ginge bei mir gar nicht, ohne gleichzeitig überstürzte Fluchtgedanken zu haben. Ich selbst hatte mein ganzes bisheriges Leben lang bestimmt, mit wem ich wie lang zusammen sein wollte. Und auch, wann diese Beziehungen ein Ende hatten. Ich konnte mir das leisten. Die Kerle liegen mir zu Füßen, um es mit Sunnys Worten auszudrücken. Und das ganz ohne Kunst. Es war einfach so.

»Wenn ich mich recht erinnere, gab es bisher nur ein männliches Wesen, zu dem Chrissie ja gesagt hätte«, verriet Oma Lene.

»Ach, wirklich?« Cousine Marie wurde hellhörig. Und auch ich äußerte: »Hä?« Wenig intelligent, dafür aber ziemlich verwirrt. Ich hatte keine Ahnung, von wem meine Oma da sprach.

»Stimmt, da gab es doch diesen Jungen, mit dem du damals zur Schule gegangen bist«, fiel es nun auch meiner Mutter ein. Und mir begann so langsam zu dämmern, von wem hier die Rede war. Bitte nicht!

»Wie hieß denn der noch, Himmelherrgott! Wieso bin ich nur so vergesslich? Man könnte meinen, ich wäre alt!«

Oma Lene war alt, genaugenommen fast fünfundsiebzig. In dem Moment war ich dankbar für ihre Alters-Vergesslichkeit. Ich hatte keine Lust, mit meiner Familie

über mein pubertäres Verhalten in der Zeit um die Jahrhundertwende zu reden.

»Ich habe keine Ahnung, wovon ihr sprecht«, sagte ich, so überzeugend wie möglich. Ich hoffte, mein schauspielerisches Talent reichte aus. Doch ich irrte mich. Was in der Öffentlichkeit galt, funktionierte nicht in meiner Familie. Niemals.

»Ach, Chrissie, Süße, natürlich weißt du das. Er war wirklich niedlich. Ich kann mich noch an dieses eine Schulfest erinnern, da hat er doch gesungen, oder?«, sagte Oma. Wo war bloß ihre Vergesslichkeit hin?

Papas Augen weiteten sich. Ganz klar, die Erinnerung hatte auch ihn eingeholt. »Sagt nicht, ihr sprecht von diesem Rotzbengel mit den zerrissenen Hosen! Den ich an seinen langen schmutzigen Haaren aus Chrissies Zimmer gezogen habe!«

Nun kam Oma endlich die Erkenntnis, ich konnte seinen Namen schon in ihren Augen lesen, bevor sie ihn aussprach. »Joe! Er hieß Joe. Und er war wirklich ein verdammt hübscher Junge.« Omas Blick schweifte ab, man hätte meinen können, in ihren Augen blühten Herzchen.

Mittlerweile war ich auf meinem Stuhl zusammengesunken, die Flasche Eierlikör auf meinem Schoß umklammert und sämtliche Blicke der Familienmitglieder, die Joe nicht persönlich kennengelernt hatten, ruhten auf mir. Was erwarteten die jetzt von mir? Die ungebrochene Neugier in dieser Familie war einfach nur erschreckend.

»Was?«, fragte ich hilflos. Ich schraubte die Flasche auf und nahm einen Schluck. Es war sowieso nicht mehr viel drin, da konnte ich auch gleich aus der Flasche trinken.

Wie aus dem Nichts startete Rocco ein Mordsgebell und schoss unter dem Tisch hervor in Richtung Gartentor. Mit beiden Vorderpfoten stemmte er sich gegen die oberste Latte, um den Besucher, der auf der anderen Seite des Gatters stand, in Augenschein nehmen zu können. Als er Robert erkannte, wedelte Rocco und ging in freudiges Jaulen über. Ich dankte dem guten alten Mischlingshund für die abrupte Ablenkung. Alle Blicke gingen zum Tor, und Joe war vergessen.

»Robert! Junge! Komm doch rein!«, rief Oma Lene.

Ich wettete, dass Robert das gern getan hätte, aber Rocco ließ ihm keine Chance, das Tor zu öffnen.

Samuel sprang auf und kam meinem Freund zur Hilfe. Er schob Rocco beiseite und öffnete gleichzeitig das Tor.

Die beiden Männer begrüßten sich mit Handschlag. Ein Bild für die Götter. Samuel, der typische Rocker in schwarzem T-Shirt mit Band-Aufdruck und tätowiert bis unter die Achseln und Robert, bis zum Hals eingeschnürt in feinem Anzug irgendeines Designers.

»Hey, Robert«, flirtete Tanja ihn ungeniert an.

»Tanja.« Er nickte ihr zu. Seine Unsicherheit inmitten meiner chaotischen, aber sehr liebenswerten Familie war ihm anzusehen. Die Hälfte dieser Menschen hatte er noch nie gesehen. Ich stand auf und merkte da zum ersten mal, dass ich vielleicht ein wenig zu viel Eierlikör getrunken hatte.

Opa holte einen Stuhl aus dem Schuppen und stellte ihn ausgerechnet neben seinen. »Setz dich, Jung!«

Robert warf mir einen hilfeschendenden Blick zu. Ich lächelte ihm ermunternd zu. Da musste er jetzt durch. Mit

seiner Familie ging es mir nicht anders. Wenn auch auf völlig andere Art und Weise.

Vorsichtig ließ Robert sich auf den angerosteten Metallstuhl sinken. Kaum hatte sein Hosenboden die Sitzfläche berührt, schlug Opa ihm mit seiner von der jahrelangen Arbeit auf dem Straßenbau gekennzeichneten Pranke auf die Schulter. Ein verdächtiges Knirschen war zu hören. Ob das allerdings Roberts Schulter oder der angeschlagene Stuhl von sich gegeben hatte, konnte ich nicht mit Sicherheit sagen. In jedem Fall bemerkte ich, dass Robert arge Mühe hatte, sich nicht vor Schmerz die Schulter zu reiben.

»Ich habe dich schon mal gesehen. Du bist der Tupples von Chrissie«, sagte Lilly geradeheraus.

Robert zog die Augenbrauen in die Höhe. »Äh, ja«, brachte er nur hervor. Der arme Kerl. In dieser Runde waren ihm selbst die Kinder überlegen. Wenn auch nicht in der Intelligenz, so doch in allem anderen.

»Hier, Junge. Trink erst mal ein Bier.« Opa griff geschickt unter den Tisch in den Kasten und fischte eine Flasche heraus, die er Robert dann in die Hand drückte. Robert trank um diese Uhrzeit für gewöhnlich noch keinen Alkohol, aber hier blieb ihm nichts anderes übrig. Die Flasche in der Hand blickte er sich auf dem Gartentisch um. Die Suche nach einem Flaschenöffner war hier vergeblich, aber das wusste Robert nicht. Samuel nahm ihm die Flasche aus der Hand, griff nach einem der auf dem Tisch verteilten Feuerzeuge, und innerhalb von Sekunden war die Flasche offen.

Oma Lene, die zwischenzeitlich aufgestanden war, kam nun mit einem vollgepackten Teller zurück auf die Terrasse. »Du hast doch bestimmt Hunger, mein Junge.« Sie stellte

den Teller vor Robert auf dem Tisch ab. Selbst, wenn er keinen Hunger gehabt hätte, hätte er keinerlei Chance gehabt, dies meiner Oma glaubhaft zu machen. Davon abgesehen ist Oma Lenes Essen immer eine Wucht. Und das wusste auch Robert.

»Vielen Dank, Frau Neuss.« Robert lächelte ihr zu, sie dagegen schaute ihn fast schon grimmig an. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du mich duzen sollst? Ich bin Oma Lene, und wenn dir das nicht passt, dann bin ich nur Lene für dich.«

Robert war sichtlich eingeschüchtert von der patenten kleinen Person, die da mit in die Hüften gestemmt den Händen vor ihm stand. Ich kicherte in mich hinein, und da war ich nicht die Einzige in der Runde. Zudem kam, was kommen musste: »In Ordnung, Frau Neuss.« Es war tatsächlich schon wieder passiert. »Ich meinte Oma! Lene! Oma Lene!«, schickte er rasch hinterher. Die Röte in seinem hübschen Gesicht war mittlerweile bis unter die Haarwurzeln gekrochen.

Oma Lene grinste. »Dann hätten wir das ja geklärt. Zum hundertsten Mal, glaube ich mittlerweile. Und jetzt iss, sonst wir der Braten kalt.«

»Geht es dir wirklich gut?« Robert sah mich besorgt an. Nachdem er die Beifahrertür geöffnet hatte, um mich aussteigen zu lassen, hielt er mir die Hand hin. Ich nahm sie nicht an und hievte mich selbst aus dem Sitz.

»Ja, alles gut. Ich hab nur zuviel Eierlikör intus. Ich will nur noch ins Bett.« Mein Auto hatte ich da stehen gelassen, wo ich es am Vormittag geparkt hatte. Selber fahren wäre

nicht nur unverantwortlich gewesen, ich hätte es auch gar nicht mehr geschafft.

Nachdem Robert das Auto abgeschlossen hatte, führte er mich an der Hand Richtung Haustüre. »Es ging wohl recht feuchtfröhlich zu bei deinen Großeltern«, sagte er, während er in seiner Jackentasche nach seinem Schlüsselbund suchte. Ich lehnte meinen Kopf an seine Schulter. Es wäre ein Leichtes gewesen, gleich an Ort und Stelle einzuschlafen.

»Das geht es bei meiner Familie doch immer. Du weißt, eigentlich bin ich auch trinkfester, aber Oma Lenes Eierlikör hat es wirklich in sich. Zum Glück ist nur einmal im Jahr Ostern.« Ich gähnte und tappte mehr schlecht als recht die Stufen zur Wohnung hinauf.

»Das stimmt zwar, aber die Sache ist die: Ostern findet an zwei Tagen statt. Du hast bisher nur den ersten Teil geschafft. Morgen fahren wir zu meinen Eltern zum Mittagessen, das hast du doch hoffentlich nicht vergessen?« Schwang da Panik in Roberts Stimme mit?

»Hab ich nicht, keine Sorge. Wie könnte ich auch? Meine Güte, war hier nicht mal ein Aufzug?«

Robert lachte. »Nein, Hexe. Da verwechselst du was. Der war im Haus deiner alten Wohnung.«

»Ach, stimmt ja. Wir wohnen ja jetzt zusammen.« So gut es ging, hob ich meinen Kopf an und lächelte den schönen Mann mit den veilchenblauen Augen schief an.

Er lächelte zurück. »Schön, dass du dich daran erinnerst. Sonst hätte ich mir arge Sorgen gemacht.«

Endlich hatten wir die dritte Etage erreicht und somit auch unsere Wohnung. Robert ließ mich zum Aufschließen der Türe kurz los. Nicht kurz genug. Ich lehnte mich gegen

die Wand und rutschte an ihr herunter bis zum Boden. Auch hier war es gemütlich, entschied ich, und so sagte ich: »Gute Nacht, Schatz!«

»Nichts da!« Robert hievte mich mit einem Ruck in die aufrechte Position zurück. Beachtlich für so einen schlanken jungen Mann. Gut, er war trotzdem kräftig, aber ich war etwas, was man kurvig nannte. Ich hatte eine Rubensfigur, oder wie das hieß. Ich war nicht fett. Ich hatte bloß alles an den richtigen Stellen sitzen, und das, kombiniert mit meinen roten Locken, gab den Männern für gewöhnlich den Rest. Ich muss gar nichts dafür tun. Außer selbstbewusst sein. Und das war ich. Eindeutig.

Robert betrat die Wohnung, mich unter den Arm geklemmt. So gut es ging, schleifte er mich ins Schlafzimmer und legte mich dort aufs Bett.

»Oh, hier ist es aber auch schön«, gähnte ich. Ich bekam gerade noch so mit, wie Robert mich auszog und mich im Anschluss in die warme Decke einhüllte.

Keine Ahnung, was von beidem mich weckte: Der Kopfschmerz oder das Klingeln des Telefons. Irgendwie passierte beides zeitgleich. Wahrscheinlich schmerzte mein Kopf durch das Klingeln des Telefons. Umgekehrt wohl eher nicht. Wäre irgendwie beängstigend gewesen.

Ich schlug auf die Bettseite neben mich, in der Hoffnung, meinen wunderschönen Freund so zu wecken. Er sollte aufstehen. Sofort! Er sollte machen, dass das schrille Klingeln aufhörte. Sofort! Und das tat es. Deshalb, weil mein mich ständig treu umsorgender Lebensabschnittsgefährte schon längst aufgesprungen und ans Telefon gegangen war.

»Frau Neuss! Ähm, Oma Lene! Guten Morgen.« Beim letzten Wort war Robert am Fußende des Bettes angekommen. Er lächelte mich an und ich fuchtelte mit den Händen vor meinem Gesicht herum. Ich hoffte, er verstand, was ich ihm sagen wollte. Ich war einfach noch nicht dazu imstande, mit irgendwem zu telefonieren. Selbst mit Oma Lene nicht.

»Kein Problem, ich gebe sie dir.« Mit einem Grinsen hielt er mir den Telefonhörer entgegen. Und ich schoss Blitze aus meinen Augen in seine Richtung. Leider war ich in meinem desolaten Zustand keine gute Schützin. Ich griff nach dem Hörer und hielt ihn vorsichtig an mein Ohr. »Hallo Oma.« Meine eigene Stimme verursachte schlimmste Schmerzen in meinem Kopf.

»Chrissie, mein Kind. Gehts dir gut? Du klingst so komisch.«

»Das ist dein Teufelsgebräu schuld. Es fühlt sich an, als befände sich in meinem Schädel rohes Ei. Wo mein Hirn hin ist, keine Ahnung.«

»Ach, du Arme! Ich habe gar nicht mitbekommen, dass du so viel getrunken hast. Ich dachte, Tanja wäre für die ganzen leeren Flaschen verantwortlich.«

»Na ja, sagen wir mal so. Wir waren beide keine Klosterschwwestern.«

»Waren ist gut. Das seid ihr grundsätzlich nicht.«

Ich gähnte lang und ausgiebig. »Warum rufst du an, Oma?«

»Ach ja, richtig. Das hätte ich ja fast schon wieder vergessen. Du musst dein Auto wegfahren.«

»Mein Auto? Wieso mein Auto?« Kaum hatte ich das ausgesprochen, fiel es mir auch schon wie Schuppen von den Augen.

»Frau Kessel stand gerade hier vor der Tür und hat sich beschwert, weil dein unansehnliches Schrott-Auto vor ihrem Fenster ihren wunderschönen Ausblick stört.«

»Unansehnliches Schrott-Auto?« Nun wurde ich aber wirklich böse. Ich mochte mein Autochen. Es war immer lieb zu mir.

»Das hat sie gesagt, nicht ich. Du weißt, dass ich dein Auto mag. Es war ja schließlich mal mein eigenes. Ich hätte es ja auch weggefahren, aber ich habe den Schlüssel nicht. Wärest du so lieb und kommst kurz vorbei? Sonst lässt diese Frau uns heute den ganzen Tag nicht mehr in Ruhe.«

»Natürlich wird sie das nicht tun. Wahrscheinlich ist ihr eigentliches Problem, dass mein Auto ihr die Sicht auf ganz Schleihenthal versperrt. Wenn sie nichts mehr zu lästern hat, kriegt die Alte doch Depressionen!«

»Chrissie! Sei nicht so frech!«

»Ist doch wahr! Erwinnere dich nur mal dran, welchen Mist sie damals über Sunny erzählt hat. Das war doch echt mehr als absurd.«

»Du hast ja recht. Trotzdem musst du Nachsicht mit ihr haben. Sie ist halt eine alte Frau.«

So viel ich wusste, war Frau Kessel sogar noch ein paar Jährchen jünger als Oma. Aber das diskutierte ich jetzt sicher nicht mit ihr aus. Mit Oma Lene zu diskutieren, war generell gefährlich. Man war am Ende immer der Dumme. Egal, wer im Recht war.

Ich seufzte erst einmal, dann sagte ich: »Ich bin gleich da, Oma. Gib mir ein paar Minuten, um mich einigermaßen menschlich zu machen.«

»Gut, Kind. Bis gleich. Ach ja, komm doch danach bitte noch mal kurz rein, ich möchte dir gern was geben.«

»Mach ich, bis gleich.«

Ich drückte Robert, der sich zu mir auf die Bettkante gesetzt hatte, den Hörer in die Hand und ließ mich rücklings in die Kissen fallen.

»Guten Morgen, Hexe«, sagte Robert, nachdem er den Hörer auf mein Nachtschränkchen gelegt hatte.

»Gut? Was? Ich habe heute noch nichts gutes gesehen. Und jetzt muss ich auch noch nach Schleihenthal, weil die blöde Kessel wieder was zum Meckern gefunden hat.«

»Schaffst du das denn noch? Ich meine, in zwei Stunden müssen wir bei meinen Eltern sein, das hast du doch nicht etwa vergessen?« In Roberts veilchenblauen Augen stand die Sorge geschrieben.

»Wieso schon in zwei Stunden? Ich dachte, wir müssten erst um eins da sein?«

»Äh, ja. Müssen wir. Deswegen ja. Hast du schon mal auf die Uhr geschaut?«

Ich griff nach meinem auf stumm geschalteten Smartphone und gab mir größte Mühe gradeauszuschauen.

»Zehn vor elf? Im Ernst? Wieso hast du mich nicht eher geweckt?«

»Du hast so süß ausgesehen, da wollte ich dich nicht stören. Außerdem wollte ich dir noch so viel Schlaf wie möglich gönnen. Ich konnte ja nicht ahnen, dass du noch nach Schleihenthal musst, bevor wir zu meinen Eltern fahren.«

»Fährst du mich denn schnell hin? Ich komm dann später zu deinen Eltern nach. Ich muss auch noch kurz zu Oma Lene rein. Dann ist wenigstens einer von uns beiden pünktlich bei deinen Eltern. Und ich habe hier Ruhe, um mich fertig zu machen. Und irgendwie wach zu werden.«

Robert hielt hinter meinem geparkten Auto in der Schleenstraße an.

»Bis gleich, Schatz.« Ich küsste ihn auf den Mund und griff nach dem Türöffner.

»Bis gleich. Und bitte sei pünktlich!«, sagte Robert in versucht strengem Ton.

»Klar. Ich doch immer!« Ich grinste und stieg aus dem Auto. Hoppala, das war wohl zu schnell. Schwindel ergriff Besitz von meinem Kopf, und ich brauchte einen Moment, um mich zu fangen.

Kaum, dass Robert mit seinem Sportwagen davongefahren war, stand Frau Kessel in der Einfahrt ihres Grundstückes. Keine Ahnung, wie sie das immer mit dem Erscheinen von einer auf die andere Sekunde schafft, aber Hexen haben da ja so ihre Tricks.

»Ach, et Christina Weinfeld! Im schicken Flitzer wird et vorjefahre. Evver dat eijene Auto lāsst et bei unschuldijē Bürger vor dem Huus stonn!« Die Arme vor der kümmerlichen Brust verschränkt blitzte sie mich aus kleinen Augen böse an. Da war sie bei mir aber schief gewickelt. Das konnte ich auch. In jeder Frau steckt doch eine kleine Hexe. Ich stellte mich ebenso hin wie sie, meinen üppigen Busen schön mit den Unterarmen nach oben geschnallt.

»Frau Kessel, es ist immer wieder schön, Sie zu sehen.
Gab es schöne pralle, bunte Eier für Sie vom Osterhasen?«

»Nu werden Se ma nich frech! De Jugend hätt och keine
Respekt mehr vor dem Alter.«

»Erstens bin ich nicht mehr jugendlich und zweitens habe
ich Respekt vor dem Alter. Nur nicht vor alten Gewitterhe-
xen.« Ich wandte mich von ihr ab und stellte mich vor die
Fahrertür meines Autochens. Ich wühlte in meiner riesigen
Handtasche, die eher eine Umhängetasche mit unendlichen
inneren Tiefen war, nach meinem Autoschlüssel. Verflüxt
und zugenäht, warum verdarb mir diese unnötige Suche
jetzt meinen perfekten Abgang?

Frau Kessel, von unbändiger Neugier getrieben, kam mir
immer näher.

»Watt is da jetz? Wid et bal? Minge Sohn kütt glich, der
bruch der Parkplatz!«

Parkplatz! Als wenn es hier überhaupt welche davon gä-
be. Es existierten nicht mal Bürgersteige in dieser Straße.
Und wenn ihr Mirko sich nicht zwischenzeitlich einen Last-
wagen gekauft hatte, konnte er problemlos in der Einfahrt
seiner Eltern parken.

»Wissen Sie was?« Ich drehte mich ruckartig um und fand
mich nahezu Nase an Nase mit Frau Kessel wieder, sodass
ich ein paar Schritte zurückweichen musste. »Ich lass mein
Auto einfach noch ein bisschen hier stehen. Ich muss so-
wieso noch zu meiner Oma. Auf die paar Minuten kommt
es nun auch nicht mehr an.« Lächeln war die charmanteste
Art, seine Zähne zu zeigen, und das konnte ich besonders
gut. Ich drehte mich herum und marschierte, soweit das

mein Schwindel und die Kopfschmerzen zuließen, die Straße herunter.

Doch noch einen perfekten Abgang hingelegt!

»Hey Oma!« Ich drückte sie zur Begrüßung, gleich nachdem sie mir die Haustüre geöffnet hatte.

»Oha, Chrissie-Kind! Du siehst nicht gut aus! Ist das wirklich mein Eierlikör Schuld? Kann ich mir gar nicht vorstellen. Vielleicht bist du ja auch schwanger?«

»Oma, nein! Um Himmels willen! Ich habe einen Kater, sonst nichts!«

»Na ja, wenn du meinst! Komm doch erst mal rein.« Oma ließ mich in die Wohnküche eintreten, wo Rocco mir gleich freudig entgegen sprang. Erst als er merkte, dass sich heute keine Schokolade an meiner Tasche befand, wurde ich uninteressant für ihn, und er zog sich in sein Körbchen zurück.

»Hast du das Auto schon weggefahren?« Oma schob mir einen Küchenstuhl zurück. »Möchtest du einen Kaffee?«

Ich ließ mich auf den Stuhl fallen. »Auto nein, Kaffee ja. Ich finde meinen Autoschlüssel nicht.«

»Hast du ihn gestern vielleicht hier liegen gelassen? Es war ja turbulent genug.« Oma begann bereits, sich umzuschauen, als ich einfach meine Tasche schnappte und sie auf dem Küchentisch auskippte.

»Meine Güte, Kind, was hast du denn da alles drin? Bist du auf der Flucht?«

Ich wühlte zwischen einem Berg von Taschentüchern, Bonbonpapieren, Kassenbons und auch durchaus wichtigen Utensilien herum, bis ich es irgendwo klimpern hörte. »Na,

wer sagts denn? Da ist er ja.« Ich fischte den Schlüsselbund heraus.

Oma stellte mir meine Lieblingstasse hin, halb gefüllt mit Kaffee, dazu ein kleines Tetrapack Kondensmilch und die Zuckerdose aus Uromas beige-farbenen Porzellanservice. Der Goldrand war mittlerweile matt, teilweise auch abgeplatzt. Solange ich mich erinnern konnte, stand diese Dose auf Omas Tisch, wenn es Kaffee gab. Selbst, wenn niemand am Tisch saß, der Kaffee mit Zucker trank. Ich strich liebevoll über den Rand, in Erinnerung an all die schönen Zeiten, die ich hier als Kind - aber auch in der Zeit danach - erlebt hatte. Ich hoffte in diesem Moment, meine Großeltern wären noch lange so fit, wie sie es jetzt waren. Meine durchaus völlig verrückte Familie war mein ein und alles, und jemanden von ihnen zu verlieren wäre die Hölle für mich.

»Du trinkst aber erst deinen Kaffee aus, bevor du verschwindest!«, sagte Oma.

»Na klar.« Ich lächelte sie an, als sie sich mir gegenüber an den Tisch setzte. »Du hast was für mich, hast du am Telefon gesagt?«

»Ja, richtig!« Sie lief eilig in ihre Sofaecke und wühlte in einer Kiste, die unter dem kleinen Couchtisch stand. Rasch hatte sie gefunden, was sie suchte. Mit wissendem Lächeln kam sie zurück an den Küchentisch, setzte sich auf den Stuhl mir gegenüber und schob mir den Gegenstand, um den es ging, ehrfürchtig über die Tischplatte zu.

Es lagen nur wenige Bruchteile von Sekunden zwischen dem Zeitpunkt, zu dem ich mich fragte, um was es sich dabei handelte bis zu dem, in der mich die Erkenntnis überfiel.

Mein Tagebuch.

Chrissies Tagebuch

22. April 1999

Liebes Tagebuch!

Schreibt man das so? Keine Ahnung.

Ich hab vorher noch nie eins geführt. Eigentlich habe ich Dich auch schon eine ganze Weile, genaugenommen hat Oma Dich mir zum 15. Geburtstag geschenkt. Sie meinte, ein junges Mädchen in meinem Alter bräuchte eins.

Bis heute habe ich nicht gewusst, was ich mit dir anfangen soll.

Heute allerdings muss ich dringend was loswerden. Ich meine, ich könnte es auch Sunny erzählen, aber jetzt noch nicht. Erst mal muss das anders gehen, und ich glaube, es aufzuschreiben ist eine gute Idee. Papier ist geduldig, sagt Oma immer.

Jedenfalls ist heute mit Abstand der geilste Tag meines Lebens.

Als ich heute Morgen mein Rad so am Fahrradständer abstelle und abschließen will, parkt jemand genau neben mir. Es ist total eng, weil heute irgendwie fast jeder mit

dem Rad zur Schule gekommen ist. Der Junge quetscht sich also an mir vorbei und stößt mich mit dem Ellbogen ins Kreuz, und so drehe ich mich um.

Wahnsinn! Unfassbar! Unglaublich schön, atemberaubend, einfach nur geil. Ich weiß nicht, wie ich diesen magischen Moment noch beschreiben soll.

Vor mir steht mein Traummann. Groß, dunkelhaarig - LANGHAARIG!!! Oh mein Gott, und diese Augen! Grün, also nicht einfach nur grün, moosgrün! Er trägt diese unglaublich coolen Klamotten. Verwaschene, zerrissene Jeans, ein Band-T-Shirt, genaugenommen von Pearl Jam, Lederjacke drüber... Ich hätte nicht gedacht, dass ich solch einem göttlichen männlichen Wesen jemals über den Weg laufen würde.

Und das Geilste: Er lächelt mich an. Er grinst breit und entblößt eine Reihe nicht unbedingt gerader, aber sehr weißer Zähne. »Sorry!«, sagt er. Das Grinsen hört nicht auf.

»Kein Problem!«, gebe ich so cool wie möglich zurück. Er muss ja nicht gleich merken, wie geil ich ihn finde. Er nimmt seinen Rucksack vom Gepäckträger und marschieret mit großen, lässigen Schritten Richtung Schulgebäude. Automatisch bleibt mein Blick an seinem Hintern hängen. Denn er hat tatsächlich einen, der sich

perfekt unter seiner dort eng sitzenden Jeans abzeichnet. Im Gegensatz zu allen anderen Jungs der Schule trägt er nicht diese riesengroßen Hosen, die als Müllsäcke oder Zelte durchgehen könnten und deren Bund zusätzlich noch in den Kniekehlen hängt.

Der Junge ist anders. Definitiv!

Er ist der tollste Mann der Welt!!!

Kapitel Zwei

»He! He, Frolleinchen!«

Ich schreckte auf, stieß mit dem Ellbogen gegen das Lenkrad. Der Schmerz und die Erkenntnis, wo ich mich befand, kamen gleichzeitig. Ich schaute durch das geschlossene Autofenster und blickte Frau Kessel in das verhärmte Gesicht.

»Jetzt is et äver Zig! Seit üvver ener Stunde hocken Se schon in Ihrem Auto, ohne wegzufahre! Minge ärme Mirko mood at in der Infahrt parke.«

Seit über einer Stunde? Wie lange war ich denn bei Oma gewesen, bevor ich mich in mein Auto gesetzt hatte? Wie lange war es her, dass ich dem Drang nicht hatte widerstehen können, mein Tagebuch nur mal kurz aufzuschlagen? Nur mal eben den ersten Satz, die erste Seite, die erste Woche zu lesen und noch viel mehr?

Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. »Du heilige Scheiße!«, entfuhr es mir. Ich feuerte das Buch auf den Beifahrersitz und fuhr beim Starten des Wagens fast Frau Kessel über den Haufen.

Ich käme nicht nur zu spät zu Roberts Eltern. Ich hätte schon längst dort sein müssen.

In Rekordzeit fuhr ich nach Hause, sprang unter die Dusche und danach in saubere Klamotten. Sie hätten für Roberts Eltern edler, schicker sein können, aber darauf konnte ich jetzt beim besten Willen keine Rücksicht neh-

men. Ich war eh nicht ihre Wunsch-Schwiegertochter, da war es auch egal, wenn ich in Jeans und T-Shirt auftauchte.

Das Handy klingelte mehrere Male während meines unmöglichen Vorhabens, pünktlich fertig zu werden, zwei Mal auch das Festnetztelefon. Mir war schon klar, dass es Robert war, der mich da so dringend erreichen wollte, und deshalb ging ich auch nicht ran. Erstens hätte mich das Zeit gekostet und zweitens hätte ich überhaupt nicht gewusst, was ich Robert zu meiner Verteidigung hätte sagen sollen.

»Entschuldige bitte, ich bin leider zu spät, ich weiß. Aber es war einfach zu spannend, mein Tagebuch aus Teenager-Zeiten zu lesen, in dem es hauptsächlich um meine große Liebe Joe geht. Ich hoffe, du und deine Eltern haben Verständnis. Ich bin gleich da.«

Genau!

Ich musste mir dringend eine plausible Erklärung einfallen lassen.

Die Dohms wohnten in der sogenannten Nobel-Gegend von Erpenich. Wenn es so etwas in einer etwas größeren Kleinstadt in der Voreifel überhaupt gab.

Ich drücke es mal so aus: Das Haus von Roberts Eltern glich eher einer Villa als einem Haus. Der Vorgarten war extrem gepflegt, so sehr, dass man Sorge hatte, einen Grashalm umzuknicken, falls man aus Versehen auf den Rasen tritt, wenn man über den mit strahlend weißen Steinplatten ausgelegten Gehweg Richtung Haustür ging.

Die Sorge hatte ich auch jetzt wieder, und zwar ziemlich stark, denn der Schwindel hatte immer noch nicht nachgelassen. Ich hatte fürchterlichen Brand, war heute aber außer

dem Kaffee bei Oma Lene noch nicht dazu gekommen, irgendetwas zu trinken. Mit voller Konzentration wandelte ich Richtung Haustür, den Blick fest auf eben diese gerichtet. Ich schnaufte tief durch, als ich diese erste Aufgabe doch ganz gut gemeistert hatte und wappnete mich für die nächste. Ich klingelte. Aus dem Innern des Hauses war der Gongschlag des Big Ben zu hören. Ich musste mir ein Grinsen verkneifen, obwohl mir in dieser Situation nicht nach Lachen zumute hätte sein dürfen. Ich war zu spät. Zu spät bei Roberts Eltern. Ich hatte schon jetzt komplett verschissen. Wahrscheinlich hatte mich der Galgenhumor gepackt.

Die Türe öffnete sich, und wie erwartet stand niemand aus der Familie vor mir.

»Sie wünschen?«, fragte die Haushälterin der Dohms streng, aber mit einem ganz zart angedeuteten Lächeln auf den Lippen. Ich musste mir schon wieder ein Grinsen verkneifen. Jedes Mal, wenn ich diese Frau sah, fiel mir ihre unglaubliche Ähnlichkeit mit einer französischen Bulldogge auf. Nicht nur im Gesicht, auch der Körperbau sah dem dieses eigentlich ganz süßen Hundes ähnlich. Zudem hätte sie langsam wissen müssen, wer ich war. Ich war zwar noch nicht allzu oft bei den Dohms zu Besuch gewesen, aber wie gesagt - ich bin keine unauffällige Person. Eigentlich hätte sie mittlerweile wissen müssen, dass ich zum Sohn des Hauses gehörte.

»Guten Tag, ich bin Christina Weinfeld. Ich bin sicher, Herr und Frau Dohm erwarten mich schon.« Schon eigenartig, wie gewählt ich mich ausdrücken kann, wenn es drauf ankommt. Wohl fühlte ich mich in diesem Moment dabei aber nicht. Ich finde es furchtbar, mich verstellen zu müssen

und so zu tun, als sei ich jemand, den ich selbst nicht leiden kann.

Ohne weitere Worte trat die Haushälterin, von der ich nur wusste, dass sie Frau Großrat hieß, zur Seite und ließ mich eintreten.

Kaum stand ich im Flur, überkam mich das unweigerliche Gefühl, nicht hierher zu gehören. Alles in mir sträubte sich gegen diese sterile Umgebung, die Kälte, die dieses Haus ausströmte und der leichte Geruch nach Zahnarzt-Praxis. Übelkeit übermannte mich, und ich hatte Sorge, mich gleich jetzt und hier übergeben zu müssen.

»Wo warst du, um Himmels Willen?«, flüsterte Robert, als er die Steinstufen der Wendeltreppe hinunter hastete. Immer noch laut genug, dass ich mich gehörig erschreckte. Ich schluckte die Übelkeit herunter und drehte mich zu ihm herum.

»Ich habe tausendmal versucht dich anzurufen. Ich hatte schon Sorge, dir sei was passiert.«

»Es tut mir leid, mir ging es nicht so gut und ich bin zu Hause noch mal eingenickt. Als ich wach wurde, bin ich gleich losgedüst, ohne auch nur einen Blick auf mein Handy zu werfen«, log ich.

»Und das Festnetz-Telefon? Das hätte dich doch wecken müssen.«

»Hat es aber nicht!«, wehrte ich mich kratzbürstig.

»Christina«, hörte ich eine näselnde Stimme hinter mir. Ich atmete noch einmal tief durch und drehte mich herum.

»Frau Dohm. Guten Tag. Ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut.« Ich reichte Roberts Mutter artig die Hand, ihre war wie immer akkurat manikürt und schwer

beringt. Ihre Krystle-Carrington-Gedächtnisfrisur saß perfekt, kein einziges ihrer semmelblonden Haare stand ab. Ich fragte mich gerade, wie viele Liter Haarspray dafür draufgegangen waren, da fragte sie mich: »So? Und wie erklären Sie dann ihr unhöfliches Zuspätkommen?« Sie entzog ihre Hand meiner schneller als nötig.

Ich wurde rot. Nein, nicht vor Scham, vor Wut. Diese Frau hasste mich, da machte sie auch keinen Hehl draus. Jeder anderen Person hätte ich an Ort und Stelle eine passende Ansage gemacht. Aber hier ging das nicht. Sie war nun einmal Roberts Mutter. Und so schluckte ich die Wut herunter, genau wie ein paar Minuten vorher die Übelkeit. Keine gesunde Kombination, wenn beides im Magen landet. Ich wollte gerade zu einer Erklärung ansetzen, da sprang Robert für mich ein. »Chrissie geht es nicht so gut. Sie ist unpässlich, Mutter.«

Unpässlich? Ich zog die Augenbrauen in die Höhe. Was auch immer das in Dohmisch bedeutete, Frau Dohm schien sich damit zufriedenzugeben. Zumindest drehte sie sich herum und wandelte in ihrem dunkelblauen Kostüm, welches aufgrund der gigantischen Schulterpolster sicher noch original aus den Achtzigerjahren stammte, in Richtung Esszimmer. »Nun, dann lasst uns jetzt keine Zeit verlieren. Alfons und Natascha warten schon.«

Robert und ich folgten ihr. Er schob mich vor sich her, und ich flüsterte über die Schulter: »Unpässlich? Was zum Teufel soll das heißen?«

»Das hat meine Mutter immer gesagt, wenn sie ihre Periode hatte«, flüsterte er zurück.

Wieder einmal erschien mir die Kluft zwischen unseren Familien enorm. Oma Lene nannte die weibliche Monatsblutung selbst in ihrem hohen Alter noch Kirmes. Unvorstellbar, diese beiden Frauen in einem Raum in einer Unterhaltung.

Als ich Herrn Dohm am Esstisch sitzen sah, in feinem Zwirn und die ergrauten Haare im ordentlichen Schnitt, stellte ich mir Opa vor, neben ihm, eine Flasche Pils in der Hand, das Gesicht braun von der Gartenarbeit.

Ganz in Gedanken verloren bemerkte ich an meinem Ellbogen Roberts Hand, die mich sanft drückte. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass Herr Dohm aufgestanden war.

»Christina, schön, dass Sie da sind.« Er lächelte, seine Hand in meiner. Sein typisches Zahnpasta-Lächeln, wie es sich für einen erfolgreichen Zahnarzt gehörte. Echt wirkte es allerdings nicht. Aber wenigstens gab er sich im Gegensatz zu seiner Frau Mühe, nett zu mir zu sein.

»Guten Tag, Herr Dohm. Ich freue mich sehr, hier sein zu dürfen.« Ich zog meine Rolle, die mir hier eh keiner abnahm, weiter durch. Was für eine Schmierenskomödie!

Robert rückte mir den den Stuhl an dem Platz, der mir zugehört war, zurecht und setzte sich dann neben seine Schwester. Mein Freund war mindestens genauso nervös wie ich. Gut so! Ich hoffte, dass ich das alles hier nur für ihn tat.

»Hallo Christina«, begrüßte mich Natascha. Roberts Schwester war ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie sah aus wie ihre dreißig Jahre jüngere Zwillingsschwester mit moderneren Klamotten und weniger peinlicher Frisur. Ich saß ihr nun gegenüber und lächelte sie an.

Natascha war mir auch nicht unbedingt wohlgesonnen, aber von den Dreien war sie die harmloseste.

»Du siehst schlecht aus. Geht es dir nicht gut?«, fragte Natascha. Wie nett!

»Ja, ähm ich ... bin unpässlich«, antwortete ich. Sollte doch hier ruhig jeder glauben, ich hätte meine Tage.

»Sicher? Vielleicht bist du ja auch schwanger«, fuhr Natascha fort, um danach gleich an ihrem Glas Weißwein zu nippen. Hatte ich sowas ähnliches heute Morgen nicht schon einmal gehört? Vielleicht waren unsere Familien doch nicht so verschieden.

Selbst, wenn ich vorgehabt hätte, mich zu dieser Frage zu äußern, kam ich gar nicht dazu. Frau Dohm schlug empört die rechte Hand auf ihre Brust und sagte: »Natascha! Robert und Christina sind nicht einmal verheiratet!« Stammte Frau Dohms Kleidungsstil noch aus den Achtzigern, kam ihre Einstellung zum Thema Sex vor der Ehe wohl noch aus dem Mittelalter. Ihr Sohn und ich waren seit zwei Jahren ein Paar, seit ein paar Wochen wohnten wir sogar zusammen. Was glaubte sie eigentlich?

Robert und ich wechselten einen flüchtigen Blick. Wir lächelten uns kaum merklich an und senkten dann die Köpfe. Wahrscheinlich dachten wir an das Gleiche.

»Natascha, wie geht es eigentlich Sybille?«

»Oh, sehr gut, Mutter. Seit ein paar Wochen wohnt sie wieder in Erpenich, sie hat die Leitung des Treutler-Gymnasiums übernommen.«

»Ach wirklich? Das freut mich sehr für sie. Sie war immer so ein strebsames Mädchen, das hat sie sich mehr als verdient. Nicht wahr, Robert?« Frau Dohm warf ihrem Sohn

einen sonderbaren Blick zu. Robert lächelte angespannt, mehr nicht. Seltsam.

Frau Großrat betrat das Esszimmer. Sie balancierte eine Suppenschüssel vor sich her, die das gleiche handbemalte Dekor trug wie das Geschirr, mit dem der Tisch gedeckt war. Ich tippte auf Erbstücke und war froh, dass ich nicht zu den tollpatschigen Menschen unter Gottes Sonne zähle. Dafür war mir immer noch kotzübel. Ich verfluchte Oma Lenes Eierlikör.

Herr Dohm wartete noch ab, bis Frau Großrat die Suppenschüssel auf der Mitte des Tisches platziert hatte, dann stand er auf und goss jedem von uns ein Glas Wein ein. Im Hause Dohm wurde man nicht gefragt, was man trinken möchte. Es hatte gefälligst jeder Wein zu sich zu nehmen. Beim Gedanken daran, auf meinen angeschlagenen Magen noch mehr Alkohol schütten zu müssen, atmete ich tief durch. »Könnte ich bitte ein Glas Wasser haben?«

Nataschas Augenbrauen hoben sich kaum merklich an, sodass ich es gerade noch wahrnehmen konnte. »Bist du wirklich sicher, dass du nicht schwanger bist?«

»Ich bin nicht schwanger, verdammt!«, gingen die Pferde mit mir durch. Gleich im Anschluss hob ich beschwichtigend die Hände. »Entschuldigt bitte. Ich fühle mich einfach nicht gut.« Durfte man in diesem Haus nur Wasser trinken, wenn man ein Kind erwartete?

»Sybille war nie so ungehalten. Dafür ist sie viel zu gut erzogen«, sagte Frau Dohm und zuckte mit dem Mundwinkel.

Wer zum Teufel war eigentlich diese Sybille?

Robert strafte mich mit fast schon bösen Blicken, stand aber auf und sagte: »Ich hole dir ein Wasser, Liebling.« Liebling - so nannte er mich nur, wenn wir bei seinen Eltern waren. Sonst war ich seine Hexe.

»Danke.« Ich hielt den Blick gesenkt und sortierte die schwere Stoffserviette auf meinem Schoß zurecht. Ich war nach meinem Ausbruch noch nicht soweit, irgendeinem meiner Gastgeber in die Augen zu schauen. Ich vernahm ein »Ts, ts, ts!« aus Frau Dohms Richtung.

Ob ein Essen mit Joes Familie genauso eine Qual für mich gewesen wäre?

Ich wunderte mich noch über meinen seltsamen Gedankensprung, da kam Robert auch schon wieder zurück. Er hielt ein großes Glas in der Hand, welches er vor mir auf den Tisch stellte, bevor er sich setzte. Ich lächelte ihn an, so gut es ging und nahm einen Schluck. Leitungswasser. Es gab wohl tatsächlich kein Mineralwasser in diesem Haus. Und ich dachte schon, ich stammte aus einer Familie von Alkoholikern.

»Wusstest du, dass Stimmungsschwankungen in der Schwangerschaft gar nicht so selten sind?«

Ich überlegte, Natascha den Rest des Glases einfach in ihr überhebliches Gesicht zu kippen, da griff zum Glück Herr Dohm ein. Wahrscheinlich hatte er Angst, ich würde an Ort und Stelle komplett eskalieren.

»Ich würde sagen, wir widmen uns der köstlichen Rindfleischsuppe von Frau Großrat.« Er stand auf und begann, die - zugegebenermaßen - gut duftende Suppe mit selbstgemachten Markbällchen auf die Teller zu verteilen. Mir tat er wie immer zuletzt auf.

Stillschweigend löffelte jeder sein Süppchen. Es war kein Laut zu vernehmen, hier galt die Regel: Bei Tische spricht man nicht.

In diesem Haus war ich nicht nur im falschen Film, sondern auch in einer für mich völlig fremden Welt. In meiner Familie wurde beim Essen munter geplappert, egal, ob ich bei meinen Eltern, meinen Großeltern oder einer meiner zahlreichen Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen zu Besuch war. Selbst, wenn ich mit Robert allein am Tisch saß, am Frühstückstisch, im Restaurant oder auch nur auf der Couch mit der vom Lieferanten gebrachten Pizza. Allerdings hatte ich ihm das auch erst beibringen müssen.

Ich versuchte, mich voll und ganz auf meine Suppe zu konzentrieren. Meinem Magen einzureden, dass sie in diesem Moment genau das Richtige für ihn war. Dass sie ihn beruhigte und ihm nichts Böses wollte. Er wehrte sich erst noch standhaft, drehte und wandt sich, doch irgendwann gab er Ruhe. Ich war froh, als mein Teller endlich leer war. Ich hatte es geschafft. Innerlich klopfte ich mir selbst auf die Schulter.

Frau Großrat kam sofort zurück, als hätte sie gerochen, dass wir fertig waren. Sie sammelte die leeren Suppenteller ein und verschwand mit ihnen genauso lautlos, wie sie gekommen war.

»Wie läuft es im Laden, Christina?« Das Schweigegeplöde schien unterbrochen. Ich blickte auf und sah Herrn Dohm an. »Gut.«

Was auch mehr hätte ich sagen können? Die Kunden kamen, kauften Tierfutter und Zubehör für ihre Lieblinge und gingen wieder.

»Und wie läuft es in Ihrer Praxis?«, fragte ich anstandshalber nach. Die Zahnarztpraxis der Dohms war ein Familienbetrieb. Herr Dohm hatte sie vor fast einem halben Jahrhundert von seinem Vater übernommen. Seine Frau war eine der Sprechstundenhilfen und Natascha mittlerweile selbst Zahnärztin. Was hätte da für sie näher gelegen, als in der Praxis des eigenen Vaters zu arbeiten?

Wie vermutet hatte Herr Dohm nur auf diese Frage gewartet. Ich hatte keinerlei Zweifel, dass er nur deshalb nach meinem Job gefragt hatte.

»Oh, danke der Nachfrage, Christina. Es läuft einfach prächtig! Was ich natürlich hauptsächlich den beiden wichtigsten Frauen in meinem Leben zu verdanken habe. Ohne das unglaublich famose Organisationstalent von Ursula wäre ich hoffnungslos verloren! Wenn sie die Mädchen nicht so vorbildlich im Griff hätte, würde es in der Praxis drunter und drüber gehen.« Er tätschelte die Hand seiner Frau, und sie lächelte ergeben.

»Und natürlich bin ich auch mehr als glücklich, meine eigene Tochter zur verlässlichen Kollegin zu haben. Ihre Professionalität ist vorbildlich und lässt es mich leichter ertragen, dass ich irgendwann das Steuer aus der Hand geben muss und ihr vertrauensvoll in die wundervollen Hände legen kann.«

»Oh Vater, das hast du wundervoll gesagt. Aber natürlich hoffe ich sehr, dass du dein Steuer noch lange selbst in der Hand halten kannst.« Das Schmalz quoll aus sämtlichen Ritzen des Esszimmers hervor. Was für ein grausames Getue. Ich warf Robert einen Blick zu. Ob ihm manchmal auch das Kotzen kam, angesichts seiner gekünstelten Familie?

Sein Blick war leider nicht zu deuten. Er sah irgendwie fürchterlich angespannt aus und nicht bei der Sache. Es schien, als wäre er geistig gar nicht anwesend. Ich wollte gerade nachfragen, ob alles in Ordnung sei, da kam Frau Großrat wieder ins Zimmer gerauscht. Und brachte mit den Tellern, die sie hereintrug, einen fürchterlich strengen Geruch mit herein.

Fisch.

Mein Magen hob und senkte sich. Rasch schluckte ich und nahm noch einen Schluck aus meinem Wasserglas. Selbst, wenn ich am Vortag nicht wie eine Frau ohne Reue gebechert hätte - das war zu viel für meinen Magen.

Ich hasste Fisch! Ich ekelte mich zutiefst vor diesem modrigen Gestank, der auch im getöteten, gekochten oder gebratenen Zustand von diesen im Wasser lebenden Tieren ausging. Ihre schleimige, schuppige Haut löste ein innerliches Schütteln bei mir aus und ließ meinen Magen rebellieren.

Wussten Dohms tatsächlich nicht, dass Fisch das einzige Lebensmittel unter Gottes großartiger Sonne war, welches ich nicht zu mir nahm? Robert wusste das doch.

Ich stupste ihn an und raunte ihm, über den Tisch gebeugt, zu: »Ist das dein Ernst? Es gibt Fisch?«

»Das wusste ich nicht, es tut mir leid!« Er sah mich so unschuldig an, dass ich endgültig hätte ausrasten können.

»Es tut dir leid? Das ist furchtbar! Robert, ich hasse Fisch! Es gibt eine Katastrophe, wenn ich den essen muss!«

»Jetzt stell dich nicht so an.«

Ich sollte mich nicht anstellen? Ich starrte ihn noch völlig entgeistert an, da sagte Frau Dohm: »Stimmt etwas nicht, Christina?«

»Nein, alles in Ordnung, vielen Dank.« Ich trank mein Glas leer. Robert hatte eine Szene verdient. Ganz klar. Nicht hier vor seiner Familie. Aber definitiv später. Zu Hause. In Anwesenheit meiner Nymphensittiche Herr und Fräulein Piepsvögelchen.

Kaum hatte jeder von uns seinen Teller vor sich, wurde das Schweigegelübde wieder aufgenommen. Entschlossen blickte ich auf den Teller, um die Lage zu peilen. Ich tippte auf Forelle. Leider kannte ich mich da ein bisschen aus, mein Onkel Cornelius ging des Öfteren angeln. Zusätzlich gab es Salzkartoffeln und Blattspinat. Einmal tief durchatmen und los ging es. Ich startete mit einer Kartoffel, kaute sie gründlich durch und schluckte sie herunter. Tapfer seziierte ich den Fisch. Ich schob die schimmernde Schuppenhaut beiseite und legte das Fleisch frei. Ich zog es mit der Gabel von den Gräten, ein winziges Stückchen und schob es mir in den Mund. Zwei, drei mal kaute ich, den Blick starr geradeaus gerichtet, hielt dabei die Luft an. So also fühlte es sich an, wenn man eine Dschungelprüfung ablegte. Ich schluckte und schickte eine große Gabel voll Blattspinat hinterher. Ich versuchte, an etwas Schönes zu denken, und wie der Teufel wollte, war das ausgerechnet der erste Kuss mit Joe.

Mit dieser Taktik schaffte ich es, den Teller bis auf ein paar popelige Fischreste leer zu essen. Das abgegraste Fischskelett lag kümmerlich auf meinem Teller, fast anklagend, dass ich es so lieblos auseinander geflückt hatte. Ich war

stolz auf mich. Ich hatte Fisch gegessen, zum ersten Mal in meinem Leben, nicht nur probiert, sondern wirklich aufgegessen. Jetzt war mir endgültig speikotzeübel schlecht. Aber das war mir egal. Ich hatte es den Dohms gezeigt. So schnell kriegte man mich nicht unter.

»Was gibt es zum Nachtsch?«, fragte ich übermütig in die Runde. Jetzt merkte ich erst, dass ich die Erste war, die den Teller leer gegessen hatte. Alle Achtung, dafür dass ich ihn zuletzt bekommen hatte und Fisch zum Kotzen finde.

Drei Augenpaare starrten mich an, in ihrer Bewegung verharret, die Gabel zum Mund zu führen. So konnte ich erkennen, dass Mama Bär, Papa Bär und Baby Bär sogar synchron aßen. Faszinierend ... ob sie das einstudiert hatten? Oder ob das automatisch in den Genen der Dohms verankert war? Bestimmt nicht, sonst wäre Robert doch genauso. Und das war er nicht. Zumindest nicht, wenn ich mit ihm allein war. Solange niemand seiner Familie dabei war.

Ich war noch ganz fasziniert von der Vorstellung, die ich gerade geboten bekommen hatte, da vernahm ich vor mir ein gedrücktes Keuchen. Solche Geräusche aus Roberts Mund vernahm ich sonst nur, wenn ich mich mit ihm im Bett befand. Oder auf dem Küchentisch, den Wohnzimmerfußboden, in der Badewanne ... Ich sah ihn an. Seine Wangen waren gerötet, auf seiner Stirn stand Schweiß, den er sich geschickt wewischte, als er merkte, dass ich ihn beobachtete. Er warf mir einen kurzen, aber scharfen Blick zu und widmete sich dann wieder seinem Teller. Seiner war übrigens noch am vollsten von allen anderen.

Schämte er sich gerade für mich? Ich riss mir hier den Allerwertesten für ihn auf, und er schämte sich für mich?

Ich hatte Fisch für ihn gegessen - und er schämte sich für mich. Na warte!

Ich lehnte mich zurück, die Hände auf meinem Bauch. Auf die Art beschwor ich den Fisch, dort zu bleiben, wo er gerade war. Ein extrem schwieriges Unterfangen. Die Forelle und mein Magen waren sich eindeutig nicht sympathisch. Ich stieß auf, so leise es mir möglich war, mit vorgehaltener Hand. »Entschuldigung«, sagte ich in die Runde und kurz darauf stieß ich noch mal auf. Ein bisschen lauter als geplant, aber das kam auch für mich echt überraschend. Ich wartete brav ab, bis Familie Dohm fertig gespeist hatte. Nur noch der Nachtsch, dann noch kurzes, freundliches Geplänkel und im Anschluss würde ich mich verabschieden, weil ich ja nun mal *unpässlich* war. Robert konnte gerne noch eine Weile bei seiner Sunshine-Family bleiben, ich für meinen Teil hatte vor, den Nachmittag auf der Couch zu verbringen, eingewickelt in meine Lieblings-Kuscheldecke und im Hintergrund leises Fernsehergemurmel, bis ich ins Land der Träume gleiten und am besten bis zum nächsten Morgen durchschlafen würde.

Na gut, nicht ganz. Selbstverständlich würde ich für Robert noch mal wachwerden, wenn er nach Hause käme. Ich hatte ja schließlich eine saftige Szene für ihn geplant. Das würde ich mir nach diesem Horrortrip hier ganz sicher nicht entgehen lassen!

Frau Großrat tauchte zeitgleich mit Frau Dohms letztem Bissen im Esszimmer auf, um abzuräumen. So langsam glaubte ich, sie hatte irgendwo eine Kamera versteckt.

»Warten Sie, Frau Großrat, ich helfe Ihnen.« Ganz neue Töne von Robert, anscheinend auch für seine Eltern. Ich

konnte nicht ganz deuten, ob sie erschrocken oder erfreut dreinschauten. Selbst Frau Großrat sah aus, als sei ihre kleine Welt ins Wanken geraten. Robert jedoch ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er verließ, schon irgendwie komisch nervös dreinblickend, mit der Haushälterin das Esszimmer.

Roberts Familie und ich blieben wortlos zurück. Wir schwiegen uns an. Sollte mir nur recht sein, so konnte ich meinem Magen weiterhin einreden, es sei alles gut. In Gedanken suchte ich für den Notfall aber schon mal die Toilette in diesem Haus auf.

Frau Großrat und Robert kamen schneller wieder zurück, als gedacht. Sie schaute gequält drein, er irgendwie glücklich. Wollte ich wissen, was die beiden in der Küche gemacht hatten? Er hatte ihr doch nie und nimmer nur helfen wollen.

Robert setzte sich wieder mir gegenüber, sichtlich nervös, aber trotzdem auch irgendwie glücklich. Was lief hier eigentlich?

Frau Großrat verteilte die Dessert-Schälchen. Wie immer zuletzt an mich. Nach ihrem Werk schaute sie verwirrt drein, überlegte kurz und sagte dann erschrocken: »Ach herrje!« Sie nahm Herrn Dohm sein Schälchen schnell wieder ab, um es mit meinem zu tauschen. Nun nickte sie zufrieden, schaute hinüber zu Robert und sagte: »Verzeihung!« Ihr Gesicht war rot angelaufen. Sie huschte eilig aus dem Esszimmer. Ich hätte nie gedacht, dass Frau Großrat aus der Fassung geraten könnte.

Herr Dohm schaute genauso überrascht drein wie ich. Ob er sich auch fragte, ob in einem der Schälchen, die mit

cremiger Mousse au Chocolat gefüllt waren, Gift war? Und wenn ja, wer von uns beiden sollte vergiftet werden?

Robert, der die letzten Sekunden die Luft angehalten hatte, ließ diese entweichen.

Bis auf Herrn Dohm und ich fingen alle an, ihren Nachtisch zu löffeln. Er und ich warfen uns noch einen letzten unsicheren Blick zu, und dann traute auch ich mich, einen Löffel zu nehmen. Schokolade war immer gut für den Magen, zumindest in meiner Welt. Bis jetzt hatte ich auch noch keine Frau kennengelernt, die mir da widersprochen hätte.

Robert schaute mir bei jedem Bissen zu, den ich mir in den Mund schob. Dabei vernachlässigte er sein eigenes Dessert, was ich gar nicht verstehen konnte. Denn trotz, dass mir so übel war, entging mir nicht, dass dieser Nachtisch köstlich war.

Ich glaube, es war der dritte Löffel voll, den ich nahm, als ich auf etwas hartes im sonst fluffigen Mousse stieß. Ich hielt in meiner Bewegung so abrupt inne, als wäre ich gerade auf eine Landmine gestoßen. Mein Blick suchte den von Robert. Ganz plötzlich war mir klar, dass er dafür verantwortlich war. Der Fisch in meinem Magen wurde unangenehm aktiv.

»Was ist das?«, fragte ich.

Robert brachte ein angespanntes Lächeln zustande.

»Schau doch nach.«

Alle Blicke waren auf mich gerichtet, was wohl hauptsächlich daran lag, dass ich es gewagt hatte, während des Essens zu sprechen.

Wollte ich wirklich wissen, was sich da in meiner Mousse au Chocolat befand? Und wie zum Teufel sollte ich diesen Gegenstand sauber bekommen?

»Nimm deine Serviette«, sagte Robert. Konnte er jetzt etwa hellsehen? Meine Wut auf ihn stieg, und ich konnte gar nicht richtig erfassen, woran das lag. Ich breitete meine Serviette vor mir auf dem Tisch neben dem Dessert-Schälchen aus. Vorsichtig fischte ich den unförmigen Gegenstand, umhüllt von Schokoladen-Mousse, mit dem Löffel heraus. Ich wollte gar nicht hinschauen, legte ihn mittig auf der Serviette ab und wickelte ihn dann darin ein. Ich starrte Robert wütend an, während ich den Gegenstand säuberte, so gut es ging. Ich hätte meinem Freund am liebsten den Hals umgedreht, doch er schien davon nichts zu bemerken. Er lächelte immer noch.

Natascha hatte sich mittlerweile so weit über den Tisch zu mir herübergebeugt, dass ich Beklemmungen bekam.

»Ist es das, was ich vermute?«, fragte sie. Wenn sie das Gleiche vermutete wie ich, wollte ich nicht, dass es das war, was die Schwester meines Freundes vermutete. Dieser Tag war eine einzige Katastrophe, das alles konnte doch nicht wirklich wahr sein. Mein Herz klopfte bis zum Hals, der Magen war schon hinterhergeklettert. Vorsichtig wickelte ich die Serviette auf, und tatsächlich lag in ihrer Mitte genau das, was ich befürchtet hatte.

Ach du heilige Scheiße!

Chrissies Tagebuch

23. April 1999

Liebes Tagebuch!

Keine Spur von meinem Traummann heute. Vielleicht ist ER deswegen mein Traummann, weil ER nur ein Traum war. Da war wohl nur der Wunsch der Vater des Gedankens.

Aber, verdammt, ich bin doch nicht blöd! ER war da, ganz sicher! Aber warum fehlt ER dann heute? Wer kommt nur für einen Tag auf eine neue Schule und geht dann wieder?

Aber vielleicht hat ER ja auch nur was abgegeben, jemanden besucht, was auch immer ...

Ich werde noch verrückt. Ich erkenne mich überhaupt nicht wieder.

Sunny hat mich heute Morgen gleich gefragt, was mit mir los ist. Ich kann ihr halt nichts vormachen. Na ja, zudem war es wohl mehr als auffällig, dass ich mich ständig umgeschaut habe, auf der Suche nach IHM. So kam ich natürlich nicht drumherum, ihr davon zu erzählen. Um ehrlich zu sein, konnte ich auch nicht mehr

länger warten. IHN getroffen zu haben, kann ich unmöglich länger für mich behalten, auch wenn ich es schon mit Dir geteilt habe. Nimm es mir nicht übel, aber eine beste Freundin ist nun mal doch was anderes als ein Tagebuch.

Was soll ich sagen - Sunny hat sich für mich gefreut. Sie weiß, dass mir nicht jeder gefällt, und so war ihr sehr schnell klar, dass ER etwas besonderes sein muss. Und das ist ER!!!

Kapitel Drei

Ich warf die Wohnungstür mit Schmackes ins Schloss und schleuderte meine Handtasche quer durchs Wohnzimmer, wo sie fast schon elegant über das Laminat schlidderte und unter dem Vogelkäfig zu liegen kam. Herr Piepsvögelchen schüttelte sich mokiert und wendete das Gesicht von mir ab Richtung Fenster. Fräulein Piepsvögelchen ließ das alles völlig kalt. Sie öffnete nicht mal ihre Augen und führte ihr Nickerchen fort. Ich wünschte, ich hätte es ihr gleich tun können. Den Kopf unter meinen Flügel stecken und mich vor der Welt verstecken. Ich konnte einfach nicht glauben, was da gerade alles passiert war.

Ich zog meine Klamotten aus, hatte das Gefühl, sie stanken ganz fürchterlich. Splitternackt lief ich durch die Wohnung, stopfte alle Kleider in die Waschmaschine und stellte mich selbst unter die Dusche, weil ich fürchtete, dass nicht nur meine Kleider, sondern auch meine Haare rochen. Ich war sicher, die hatten auch was abgekrigelt.

Kaum plätscherte das Wasser auf mich herunter, hörte ich auch schon, wie jemand die Wohnungstür aufschloss. Robert natürlich, wer sonst. Er war der einzige, der außer mir noch einen Schlüssel für die Wohnung besaß.

Für unsere gemeinsame Wohnung.

Ich stellte das Wasser ein bisschen heißer.

»Hexe?«

»Ich bin nicht mehr deine Hexe. Das kannst du gepflegt vergessen!«, brüllte ich. Wasser lief mir in den Mund, ich

verschluckte mich fürchterlich. Ich musste husten, um nicht zu ersticken.

»Chrissie? Alles gut bei dir?« Seine Stimme klang näher, nicht mehr gedämpft, und so vermutete ich, dass er mittlerweile im Bad angekommen war. Ich fühlte mich hinter dem Duschvorhang gut verborgen, und so sagte ich nichts.

»Ich weiß, dass du dadrin bist. Warum sprichst du nicht mit mir?«, fragte er ruhig.

»Lass mich!«, spuckte ich regelrecht aus. Ich nahm etwas Shampoo in beide Hände und massierte es energisch in meinen Lockenwust. Ich musste diesen Gestank loswerden.

Ich hörte ein Seufzen, und danach nichts mehr. Ich ging davon aus, dass er aufgegeben und das Bad verlassen hatte. Ganz sicher war ich aber nicht, und so schob ich den Duschvorhang einen Millimeter zur Seite und linste durch den winzigen Spalt. Robert war tatsächlich verschwunden. Für einen Moment wünschte ich, für immer. Ich erschrak über meinen Gedanken, denn eigentlich liebte ich diesen Mann doch. Aber wie konnte er mir so was antun? Ich hatte gedacht, er liebt, er kennt mich. Und wüsste genau, was ich wollte und was nicht.

Doch da hatte ich mich wohl getäuscht.

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich den Rest des Tages unter der Dusche verbracht. Ich wollte Robert nicht mehr unter die Augen treten, weil ich befürchtete, ihm diese auszukratzen. So schön sie auch waren.

Ich wusste nicht, wie viel Zeit schon vergangen war, als ich feststellte, dass die Haut an meinen Fingern schon ganz schrumpelig war. Wenn ich meine Duschorgie nicht bald beendete, würde ich mich in meine Bestandteile auflösen.

Widerwillig spülte ich das Shampoo aus meinen Haaren und drehte dann das Wasser ab. Bis auf den tropfenden Wasserhahn war es still um mich herum. Ich lauschte in die Wohnung hinein. Ich hörte rein gar nichts. Nicht mal der Fernseher oder die Stereoanlage lief. Das war ungewöhnlich, in dieser Wohnung war immer irgendwas an. Ob Robert gegangen war?

Ich konnte nicht den Rest meines Lebens im Bad bleiben, und so trocknete ich mich ab, wickelte einen Turban um meine Haare und warf meinen pinken Bademantel über.

Auf dem Weg ins Schlafzimmer musste ich am Wohnzimmer vorbei, und so erschrak ich fürchterlich, als ich Robert am Esstisch sitzen sah. In seinem schicken Anzug, den er extra für das Essen mit seinen Eltern angezogen hatte. Den er sonst nur im Büro anzog. Verstoßen musterte ich meinen Freund von oben bis unten. Hatte er eigentlich auch was abgeknickt?

Robert saß stumm da, die Hände gefaltet vor sich auf der Tischplatte. Er starrte mich an wie ein verwundetes Reh. Fast tat er mir leid, da fiel mir ein, dass er die Schuld an all dem Mist trug, der passiert war. Warum musste er alles kaputt machen? Idiot!

»Können wir bitte reden? Du bist mir noch eine Antwort schuldig«, sagte er.

Ich zog den flauschigen Bademantel fester um meine Brust.

»Wofür? Ich glaube, ich habe meine Meinung mehr als deutlich gemacht.«

Robert lachte gequält auf. »Ja, das hast du wohl!« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und fixierte mich.

»Du hast mir einen Antrag gemacht, Robert! Einen Heiratsantrag!« In meiner Stimme schwang Hysterie mit, bei dem Gedanken an diese Situation wurde mir schon wieder schlecht.

»So wie du das sagst, hört es sich an, als hätte ich dich geschlagen.«

»So fühlt es sich für mich auch an. Du weißt, dass ich nicht heiraten will. Das habe ich dir gleich ganz klar am Anfang unserer Beziehung gesagt.«

Er seufzte auf. Mehr nicht.

»Du hast mir nicht geglaubt, oder? Du hast mich nicht ernst genommen. Nimmst du überhaupt irgendetwas ernst, was ich sage?«

»Chrissie, das ist doch lächerlich! Natürlich nehme ich dich ernst. Ich liebe dich, du bist die Frau, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen will. Ich dachte, das möchtest du auch.«

»Aber doch nicht so, Robert!«

»Wie denn dann? Was ist so schlimm daran zu heiraten? Ich verstehe das nicht. Jede Frau möchte doch heiraten.«

»Jede Frau? Entschuldige bitte, aber ich bin nicht jede Frau. Das bin ich noch nie gewesen, und eigentlich habe ich gedacht, dass genau das der Grund ist, warum du mich liebst. Weil ich anders bin. Ich werde nie das Frauchen an deiner Seite sein, dass du auf irgendwelchen Events deinen Arbeitskollegen oder den Freunden deiner hochtrabenden Eltern präsentieren kannst.«

Sein Blick in meine Augen veränderte sich. Er bekam einen Hauch Schärfe, die ich zuvor noch nie bei Robert gesehen hatte. »Meine Eltern sind nicht hochtrabend. Du

magst sie nicht, das ist dein Problem. Sie sind halt nicht so einfach gestrickt wie deine Familie.«

Jetzt war ich diejenige, die nach Luft schnappte. »Einfach gestrickt? Was ist das denn für ein dämlicher Ausdruck? Auf Deutsch gesagt, hältst du meine Familie für primitiv, wenn nicht sogar ordinär?« Ich quietschte ein bisschen. Das passiert mir manchmal, wenn ich mich aufrege.

»Das habe ich doch gar nicht gesagt! Du schaffst es mal wieder, mir das Wort im Mund herumzudrehen.«

»Ich brauche gar nichts herumzudrehen, was du schon von ganz allein in deinen Mund gelegt hast. Im Gegensatz zu deinen Leuten, die allesamt einen Stock im Arsch haben, sind meine Leute Menschen mit Herz, bei denen man sich nicht verstellen muss.«

»Das mag deine Sicht der Dinge sein, du gehörst ja auch von Geburt an dazu. Wenn man aber so nicht aufgewachsen ist, ist es auch nicht einfach, deiner Oma zu widersprechen. Oder nicht gut genug für deinen Opa zu sein, weil man kein anständiges Handwerk gelernt hat.«

»So ist das doch gar nicht. Das bildest du dir nur ein.«

»Chrissie, mach die Augen auf! Ich fühle mich in deiner Familie mindestens genauso unwohl wie du in meiner.«

»Dann frage ich mich, wie du überhaupt auf die völlig absurde Idee kommen konntest, mich heiraten zu wollen. Wir passen nicht zusammen. Das hast du doch gerade selbst gesagt.« Ich stemmte meine Hände in die Seiten, und mir war es völlig egal, dass sich mein Bademantel öffnete und der Blick auf meine nackte Haut frei wurde. Anders als sonst reagierte Robert nicht darauf. Zumindest reagierte er

anders, als erwartet. Er stand auf und ging wortlos an mir vorbei.

»Wohin gehst du?« Verwirrt lief ich ihm nach, als er in den Flur ging.

Er griff nach seinem Autoschlüssel. »Ich brauche frische Luft.«

Der konnte doch jetzt nicht einfach abhauen? »Du brauchst frische Luft? Ich habe für dich Fisch gegessen, und du brauchst frische Luft?«

Robert war schon längst zu Wohnungstür hinaus und lief in aller Seelenruhe die Treppe hinunter. Fassungslos stand ich in der Tür. Er drehte sich nicht mal nach mir um.

»Komm zurück, du Idiot!«, rief ich in das leere Treppenhaus hinein. Es blieb still. »Na schön, dann eben nicht! Du wirst schon sehen, was du davon hast!«

Langsam wurde ich mir bewusst, dass ich halbnackt im Treppenhaus stand. Es war zwar niemand da, trotzdem schlang ich meinen Bademantel enger um meinen Körper und ging zurück in die Wohnung.

Als Tanja mir die Türe öffnete, stand ihr die Neugier ins Gesicht geschrieben. Was an sich nicht ungewöhnlich für sie war. Doch dieses Mal betraf diese Neugier mich, und so war in ihrem Blick auch Sorge zu finden. »Komm erst mal rein, Maus. Und dann sagst du mir, was los ist.« Sie drückte mich herzlich und ließ mich dann eintreten.

Ich liebte meine verrückte Tante. Ich hatte sie nach Roberts Abgang sofort angerufen und gefragt, ob ich zu ihr kommen könnte.

»Rieche ich nach Kotze?«, fragte ich geradeheraus.

Völlig unbeeindruckt von meiner Äußerung schnüffelte Tanja an meinen Haaren. »Kann ich nicht behaupten. Es müffelt ein bisschen nach Fisch, aber ...« Kaum hatte sie das ausgesprochen, wurden ihre Augen groß. »Sag nicht, du hast Fisch gegessen!«

Ich schlenderte an ihr vorbei ins Wohnzimmer, wo ich mich auf die Couch fallen ließ. »Doch, habe ich.«

Tanja ließ sich mir gegenüber auf einen Sessel fallen. »Und dann hast du gekotzt?«

Ich berichte ihr in aller Ruhe von dem verkorksten Mittagessen mit Roberts Familie. Genaugenommen hatte ich mitten ins Esszimmer der Familie Dohm gekotzt, auf das mittlere Ornament des Perserteppichs, der natürlich ebenfalls ein Erbstück von Roberts Vater war. Ich hatte versucht, es noch bis aufs Klo zu schaffen, was mir leider nicht gelungen war. Beim Anblick des Verlobungsringes in Kombination mit Roberts Dackelblick hatte ich die Kontrolle über meinen Magen gänzlich verloren.

Tanja ließ das Gesagte eine Weile sacken, dann sagte sie: »Okay, romantisch ist anders, aber immerhin - du hast einen Heiratsantrag bekommen.«

»Tanja, ich will aber nicht heiraten! Und dazu gehört auch, dass ich keinen Antrag bekommen möchte, denn den muss ich ja dann ablehnen!« Ich war den Tränen nahe. Wut-Tränen, um genau zu sein. Ich verbarg mein Gesicht in meinen Händen. »Ich wollte Robert doch nicht weh tun. Er ist so ein Idiot!«

»Das muss er wohl sein. Der Kerl liebt dich und möchte sein Leben mit dir verbringen. Das sagt doch schon alles aus. Der Mann liebt das Risiko.«

Ich ließ die Hände sinken und lehnte mich zurück. »Aber genau das ist das Problem, Tanja. Er ist überhaupt nicht risikofreudig. Alles an ihm geradlinig, absehbar, furchtbar wohlherzogen und anständig.«

»Und das stört dich?«

»Nicht speziell an ihm. Aber ich weiß, wenn ich ihn heirate, wird mein Leben ähnlich verlaufen. Wo sind die Abenteuer, die Spontanität, das Unvorhersehbare? Das passiert doch zwangsläufig, wenn man heiratet. Doppelhaushälfte, zwei Kinder und ein Hund. Egal, wen man heiratet. Die Heirat ist doch der Anfang vom Ende.«

Tanja runzelte die Stirn und sah mich an, als fragte sie sich, ob ich mir wirklich darüber bewusst war, was ich da von mir gab. »Glaubst du, dass das mit jedem Mann so kommt, den du heiratest?«

»Tanja, der Richtige würde mich nicht heiraten. Er würde nicht einmal daran denken, mich das zu fragen. Weil er mich kennen würde und wüsste, dass das eine schreckliche Vorstellung für mich ist.«

Meine knapp vier Jahre ältere Tante schaute mich schockiert an. Ihr Mienenspiel konnte sie noch nie verbergen, es war schon von Kindesbeinen an immer ein offenes Buch für mich. Ohne, dass mich ihre Aussage verwunderte, sprach sie ihre Gedanken aus. »Robert ist also nicht der Richtige? Willst du das damit sagen?«

Dieser Gedanke machte mich traurig. »Er hat alles kaputt gemacht, Tanja. Es war doch alles gut, so wie es war. Wieso will er mir jetzt eine Fußfessel anlegen?«

»Eine Fußfessel? Ich dachte, das wäre ein Ring in der Mousse au Chocolat gewesen?«

Ungewollt musste ich grinsen und gab Tanja einen Klaps vors Schienbein. »Du weißt, was ich meine!«

»War er wenigstens schön? Der Ring?«

Ich schnaufte. »Protzig. In Gold, mit Perle. Mit Perle! Ich hasse Perlen. Du selbst hast mir mal gesagt ...«

»Ja ja, ich weiß schon. Frauen mit Perlen-Ohrringen haben schlechten Sex. Das gilt aber nicht für Ringe, glaube ich.«

Ich verzog das Gesicht.

»Was ist denn mit dem Ring passiert?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hat ihn jemand von Roberts Familie in seine Obhut genommen. Der war sicher ein Erbstück von Roberts Urgroßmutter oder was weiß ich. Alles im Hause Dohm sind Erbstücke von vor zig Millionen Jahren verstorbener Ahnen. Da soll man nicht das Gruseln kriegen!«

Tanja grübelte still vor sich hin. Nach einer Weile fragte sie: »Was hast du jetzt vor?«

»Keine Ahnung!« Ich seufzte. Die hatte ich wirklich nicht. Mir ging es immer noch schlecht, der Kater hatte mich nach all der Aufregung noch fester in seinen Krallen als zuvor. Ich wäre am liebsten in mein Bett gekrochen und hätte mir die Decke über den Kopf gezogen. Nichts hören, nichts sehen, nichts sagen - nichts fühlen. »Ich kann doch nicht einfach nach Hause gehen und so tun, als wäre nichts gewesen. Weder habe ich Lust, Robert zu sehen, noch mit ihm zu diskutieren.«

»Dann lass es doch. Du kannst auch bei mir bleiben. Meine Couch steht dir zur freien Verfügung. So lange du willst. Vielleicht braucht ihr erst mal Abstand voneinander.«

»Und wenn der Abstand für immer ist?« Im Inneren meines Magens flatterte es. Wollte ich wieder Single sein? Wie vor zwei Jahren?

»Dann ist das eben so. Sollte ich aber mal Männerbesuch haben, muss ich dich leider ausquartieren. Oder du solltest dir vorsorglich Ohrenstöpsel besorgen. Ansonsten sehe ich da kein Problem drin«, antwortete Tanja trocken. »Du weißt, dass ich das anders meine.« Trotz meiner misslichen Lage huschte mir ein Grinsen übers Gesicht, wovon Tanja sich anstecken ließ.

»Eine Pause ist dafür da, herauszufinden, was man eigentlich will. Mal dauert dieser Zustand länger, mal nicht. Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst. Ich jedenfalls bin für dich da.«

Eine halbe Stunde später begleitete Tanja mich in meine Wohnung. Ich wollte, dass sie mir zur Seite stand. Nicht aus Angst vor Robert, sondern aus Angst davor, einen hysterischen Anfall zu bekommen. Sollte er ruhig sehen, was er mit seiner blöden Idee angestellt hatte. Er würde Augen machen, wenn ich jetzt in die Wohnung marschierte, meine Siebensachen packte und ihn allein zurückließ.

Strafe musste sein.

Tanja stand hinter mir, als ich die Wohnungstür aufschloss. Mit ihr im Rücken fühlte ich mich besser. Meine einfach gestrickte Familie stand immer an meiner Seite. Zumindest ein Teil davon, wenn ein anderer Teil damit beschäftigt war, einem weiteren anderen Teil beizustehen. Ich bezweifelte stark, dass Robert das auch über seine Sippschaft sagen konnte.

In der Wohnung war es ruhig. Genauso ruhig wie vor knapp zwei Stunden, als ich sie verlassen hatte.

Robert war nicht da.

Er war nicht Zuhause!

War das möglich? Vorsichtshalber stieß ich jede Tür unserer 3-Zimmer-Wohnung auf.

Nichts.

»Suchst du was bestimmtes?«, fragte Tanja.

Ich drehte mich fassungslos zu ihr herum. »Er ist nicht Zuhause!«

»Gut, das verwundert mich jetzt nicht sonderlich. Hattest du nicht gesagt, er wollte frische Luft schnappen?«

»Welcher normale Mensch geht über drei Stunden lang frische Luft schnappen? Da kriegt man doch einen Sauerstoff-Schock!« Ich stürmte wutschnaubend ins Schlafzimmer. Mit Schmackes schob ich die Schwebetür unseres gemeinsamen Kleiderschranks beiseite. Er geriet gefährlich ins Wanken, doch das war mir egal.

Tanja musste mir gefolgt sein, denn während ich am Boden des Schrankes nach meiner Reisetasche suchte, sagte sie: »Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dass es sowas wie einen Sauerstoff-Schock nicht gibt.«

»Und wenn schon. Normal ist das trotzdem nicht.« Ich hatte den Griff meiner Reisetasche zwischen all dem Wust gefunden und zerrte sie hervor. »Glaubst du, er betrinkt sich?«, fragte ich, während ich begann, wahllos irgendwelche Klamotten in die Tasche zu stopfen.

Tanja zog die Augenbrauen in die Höhe.

»Gut, das ist eine seltsame Vorstellung, aber vielleicht habe ich ihn ja so verletzt, dass er jetzt mit dem Saufen an-

fängt und am Ende alkoholsüchtig ist.« Ich stellte mir vor, wie mein Freund einsam an der Theke einer heruntergekommenen Kneipe in Erpenich saß, völlig verwahrlost. Die Haare zerzaust und fettig, die Klamotten fleckig und sein Gesicht trug eine Mischung aus Verzweiflung, Grenzdebilität und Reue. Ich zuckte die Vorstellung kurzerhand mit den Schultern weg. »Hm, soll er doch! Selbst Schuld. Hätte er mir besser mal keinen Antrag gemacht.« Ich stopfte weitere Sachen in die Tasche, bis nichts mehr hineinpasste. Als nächstes fiel ich im Bad ein, nahm meinen Kulturbeutel aus dem Waschbecken-Unterschränkchen, machte den Reißverschluss auf und räumte meinen Teil Hygiene- und Pflegeartikel lieblos ein. Auch hierher verfolgte Tanja mich. So langsam hatte ich das Gefühl, sie hatte Angst, ich könne durchdrehen.

»Sieh dir das an, Tanja! Der Mann braucht mehr Platz für seine Schönheitsmittelchen und Duftwässerchen als ich! Ist das normal? Welcher Mann möchte schöner sein als seine Frau?«

»Also, genaugenommen ist er nicht dein Mann und somit du nicht seine Frau, dafür müsstet ihr ja verheiratet sein ...«

Ich strafte Tanja mit bösen Blicken. »Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

Tanja sagte dazu nichts, ließ mich aber weiterhin nicht aus den Augen.

Ich klemmte den Kulturbeutel unter meinen Arm und rauschte ins Wohnzimmer. Dort sah ich mich mit einem weiteren Problem konfrontiert, welches ich zuvor noch nicht auf dem Schirm gehabt hatte.

»Die Piepsvögelchen!«, sagte ich laut, bevor ich aufstöhnte und mich rückwärts auf die Couch fallen ließ.

»Was ist mit den beiden?«, fragte Tanja.

»Ich kann sie doch nicht allein lassen.«

»Im Grunde lässt du sie nicht allein, Robert ist ja da.«

»Das ist furchtbar genug! Es sind meine Vögel. Sie gehören zu mir.«

Tanja ließ sich neben mich auf die Couch sinken. »Im Grunde gehören die beiden sich doch nur gegenseitig. Von dir oder Robert wollten sie doch nie etwas wissen, oder hat sich das zwischenzeitlich geändert?«

»Nein, das nicht. Trotzdem bin ich diejenige, die sich um die beiden kümmert. Ich mache ihre Voliere sauber, ich füttere sie, ich lasse mich von ihnen beißen ... Ich kann sie nicht hierlassen!«

So langsam schien Tanja zu verstehen, was ich von ihr wollte. Sie schaute mich an, als wäre ich nun gar nicht mehr zu retten. »Nein, nein, nein, nein, nein, mein Fräulein! Ganz sicher werde ich dieses Monster von einem Vogelkäfig nicht drei Etagen abwärts schleppen. Außerdem sollte dir klar sein, dass das Ding nicht in dein Auto passt. Es passt eigentlich in gar kein Auto. Zumindest nicht im aufrechten Zustand.«

Ich richtete mich auf. »Er muss ja auch gar nicht in mein Auto passen. Das fährst du und ich schiebe den Käfig zu Fuß bis zu deiner Wohnung. Wozu hat das Ding Rollen? Sind doch bloß knapp zwei Kilometer.«

»Weißt du, was Ömchen jetzt sagen würde?«, fragte Tanja.

Der Witz an der Sache war, dass ich das tatsächlich wusste. Obwohl ich meine Urgroßmutter kaum kennengelernt hatte. Sie starb mit Anfang Neunzig, als ich fünf Jahre alt war. »Du hast sie doch nicht mehr alle aufm Christbaum«, sagte ich und legte entschlossen meine Reisetasche auf den Vogelkäfig, bevor ich ihn aus der Ecke am Wohnzimmerfenster zerrte. Die beiden Nymphensittiche kreischten erschrocken auf und versuchten, sich krampfhaft an ihrer Sitzstange festzuhalten.

»So ist es. Und sie hätte Recht, mein Fräulein!«

»Könntest du jetzt mal aufhören, unnütze Reden zu schwingen und mir stattdessen helfen?«

Ich weiß nicht mehr, wann der Punkt erreicht war, an dem Tanja resignierte. Irgendwann griff sie beherzt zu, und gemeinsam balancierten wir die große Zimmervoliere mit meinen beiden Lieblingen die zweiunddreißig Stufen des Mehrfamilienhauses, in dem meine - und Roberts - Wohnung lag, hinunter. Jeweils auf der Hälfte der Etagen machten wir Halt, um zu verschnaufen. Ich war zwar kräftiger als Tanja, trotz allem steckte mir der Schreck des gesamten Tages noch in den Knochen, vor allen in den Muskeln. Die beiden Vögel starrten mich bei jedem Halt an, als hätte ich sie tatsächlich nicht mehr alle aufm Christbaum.

Nach einer gefühlten halben Stunde hatten wir endlich die Haustür erreicht. Ich schnaufte noch einmal durch und zog sie dann mit Schwung auf. Wir hoben den Käfig über die Schwelle, und ab da konnte ich ihn problemlos schieben. Wir manövrierten ihn zu meinem Auto. Ich griff in meine Handtasche und übergab Tanja den Autoschlüssel. Sie

schnaufte noch einmal heftig durch, war die Käfig-Aktion doch alles andere als ein Spaziergang gewesen.

»Und du bleibst dabei, dass du die armen Geier jetzt nach Hause schieben möchtest?«, vergewisserte Tanja sich noch einmal, erschöpft gegen die Fahrertür meines Autos gelehnt.

»Natürlich. Was bleibt mir anderes übrig? Was wäre ich denn für eine Vogel-Mutter, wenn ich die armen Dinger bei Robert ließe?«

Dazu sagte Tanja gar nichts mehr. Sie schüttelte ihre Arme aus, um ihren Nacken und den Schulterbereich zu lockern und griff dann nach meiner Reisetasche. »Na gut, Fräulein Nichte, wir sehen uns später Zuhause. In circa drei Stunden, schätze ich.«

Ich streckte ihr die Zunge raus, während sie in mein Auto stieg. Ich wartete nicht, bis sie abgefahren war, ich machte mich direkt auf den Weg.

Die Piepsvögelchen waren sich noch nicht ganz einig, ob sie sich über diesen sonderlichen Ausflug am Ostermontag freuen sollten. Teils verstört, teils interessiert schauten sie sich die Umgebung an. Die Passanten, die uns begegneten, legten einen ähnlichen Gesichtsausdruck an den Tag. Tja, man sieht halt nicht jeden Tag eine Frau, die nicht nur einen Vogel, sondern gleich zwei davon hat und diese auch noch im Käfig in der Öffentlichkeit spazieren fährt. Zum Glück sind mir meine manchmal seltsam wirkenden Aktionen noch nie peinlich gewesen. Was andere von mir denken, ist deren Problem, nicht meines. Niemand Fremdes kann wissen, wie ich mich fühle und auch nicht, warum ich dies oder jenes tue. Und in diesem Fall hielt ich meine Handlung für

das absolut richtige. Meine Vögel gehörten zu mir, eindeutig.

Ich hatte gerade knapp vierhundert Meter meines Weges geschafft, als ich hinter mir ein Hupen vernahm. Ich schaute über meine Schulter.

Scheiße!

Ich lief weiter, als hätte ich Roberts Auto gar nicht bemerkt. Trotz allem merkte ich, dass es langsam neben mir herfuhr. Die recht ungelenkigen Rollen des Vogelkäfigs ratterten über den Bürgersteig, und so hatte ich auch nicht mitbekommen, dass Robert die Scheibe auf der Fahrerseite heruntergelassen hatte. Seine Stimme, die kurz darauf erklang, hörte ich aber schon. »Chrissie, was wird das?«

»Wonach sieht es denn aus?«, gab ich zurück, ohne mich umzusehen.

»Wenn ich ehrlich bin, weiß ich das nicht. Würdest du es mir also bitte erklären?«

Unbeirrt schob ich meine Vögel weiter, legte sogar noch einen Zahn zu. Ich hatte nicht vor, Robert eine Erklärung zu geben. Wenn er selbst nicht drauf kam, konnte ich ihm auch nicht helfen. Leider ließ er sich nicht abschütteln. Mein Freund - Ex-Freund? - fuhr weiterhin langsam neben mir her. So schnell hätte ich gar nicht rennen können, auch ohne Vogelkäfig nicht, dass er mich mit dem Auto nicht hätte einholen können.

»Chrissie! Jetzt sei doch einmal in deinem Leben vernünftig und bleib stehen, bitte!«

Vernünftig? Einmal in meinem Leben? Jetzt reichte es aber. Ohne mein Tempo zu drosseln, warf ich einen zornigen Blick über meine Schulter und sagte: »Ich ziehe aus,

Robert Dohm, kapiert? Ich verlasse dich!« Mit dem letzten Wort gab es eine Erschütterung, gleichzeitig rannte ich in den Käfig hinein, der aus unerfindlichen Gründen stehen geblieben war. Ich war noch ganz verwirrt von dieser Feststellung, schaute perplex vor mich. Der Schmerz in meinem Knie war schon ab dem Moment zweitrangig, in dem mein Blick etwas furchtbares realisierte. Die große Seitenklappe des Käfigs hatte sich geöffnet. Schneller, als ich irgendwie hätte reagieren können, hatte Fräulein Piepsvögelchen ihre Chance ergriffen und flog auf und davon.

Chrissies Tagebuch

25. April 1999

Liebes Tagebuch!

Was ich dir jetzt erzähle, liegt schon knapp einen Tag zurück, ich kann es kaum erwarten, das loszuwerden! Eigentlich hatte ich vor, dieses Wochenende bei Sunny zu schlafen, aber ich hab dann doch so lange gequengelt, bis sie zu mir gekommen ist. Sie wohnt ja nun mal mitten in der Pampa, auch wenn sie das nie hören will. Erpenich ist immerhin im Vergleich zu Schleihenthal schon fast eine große Stadt. Ich hatte die Hoffnung IHN dann vielleicht zufällig irgendwo zu treffen. Am Samstagabend hab ich es tatsächlich geschafft, Sunny zu überreden, statt eines Video-Abends doch besser ins Paddy's zu gehen. Das ist der neue Irish-Pub in der Fußgängerzone. Die hatten da am Samstagabend Eröffnung. Selbst, wenn ich IHN nicht gesucht hätte, hätte ich da hingewollt. In Erpenich gibt es einfach nichts, wo du hingehen kannst, wenn du eben nicht auf den Hip-Hop-Kram und Danceflores-Driss stehst.

Die Bude war gerappelt voll. Sunny und ich hatten Mühe, uns an den hauptsächlich älteren Männern vorbeizuquetschen, die zum Teil auch noch beachtliche Bäuche vor sich hertrugen. Die meisten bäugten uns mit einem Grinsen, ihr Guinness in der Hand. Wir hatten schon Sorge, gar keinen freien Platz mehr zu bekommen, da entdeckten wir eine kleine Nische mit zwei Stühlen und einem winzigen Tisch, wie für uns gemacht. Erleichtert ließen wir uns auf die Stühle fallen, in dem Pub war die Hölle los. Allerdings zum größten Teil an der Theke, die wenigen Tische waren eher von Pärchen oder jungen Leuten besetzt. Ehrfürchtig schauten wir uns um. Das war wirklich eine andere Welt hier, im Ernst.

Wie aus dem Nichts erschien ein Mädchen an unserem Tisch. Sie hielt Block und Stift in der Hand und grinste uns an. »Hi, ich bin Celine. Was kann ich euch bringen?«

Diese Celine war echt nett, außerdem ungefähr in unserem Alter, und so entspannten wir uns etwas. Wir bestellten unsere Getränke und sie rauschte davon, mit dem Versprechen, gleich wieder bei uns zu sein.

Der Raum war zwar voller Menschen, hauptsächlich eben Männer, aber das war keine Kunst. Der Pub ist echt klein, urig und verwinkelt. Ich hatte meinen

Traummann schon fast vergessen, da stand ER mit einem Mal bei uns. »Einmal Cola, einmal Limo, das ist für euch, richtig?« ER stellte die Getränke vor uns auf den Tisch. Ich muss unglaublich blöd aus der Wäsche geschaut haben, und noch viel blöder war, was ich gesagt habe: »Wo ist Celine?« Ich hatte keine plausible Erklärung dafür, dass sich die Kellnerin in meinen Traummann verwandelt hatte. Unvorbereitet. Ungefragt. Das war zu viel für mein Gehirn. ER war zu viel für mein Gehirn. Zu viel Haare, die viel zu dunkel waren. Zu viel Grün in den Augen. Ich hab keine Ahnung, um was ich mir mehr Sorgen machen musste: Um mein Hirn oder mein Herz. Ich bin immer noch sicher, irgendwas davon wird explodieren, wenn ich IHN das nächste Mal sehe. Das ist doch nicht normal!

Jedenfalls meinte ER dann, es wäre in der Küche irgendwas passiert, deswegen musste Celine da einspringen. Er grinste schon wieder so unwiderstehlich wie bei unserem ersten Treffen. Ob ER sich noch an mich erinnern konnte?

»Ich bin übrigens Joe. Ich bin hinter der Theke, wenn ihr mich braucht.« ER machte auf unseren beiden Bierdeckeln jeweils einen Strich, mit einem Bleistift, den ER sich vorher aus der Hosentasche gezogen hatte und nun

hinter das Ohr schob. Ein Zwinkern noch – ein unfassbar geiles, sexy Zwinkern – und ER war verschwunden.

»Das war ER, Sunny!«, raunte ich ihr mit zusammengebissenen Zähnen zu.

»Wer war er?«

»Na, ER! Der Typ mit dem Ständer!«

»Bitte, WAS?« Ihr entglitten die Gesichtszüge.

Ich schüttelte den Kopf über das wirre Zeug, was ich von mir gab. »Ich meine, der Typ vom Fahrradständer!«

»Der? Nicht im Ernst! Chrissie, der ist viel zu alt für dich!«

»Zu alt? Blödsinn. Der ist höchstens achtzehn!«

Sunny rollte tatsächlich mit den Augen. »Chrissie, du bist fünfzehn! Da sind drei Jahre älter schon zu viel!«

Sunny kann ein echt fieser Moralapostel sein! Manchmal frage ich mich bei ihr ernsthaft, ob ich mit meiner Mutter unterwegs bin statt mit meiner besten Freundin. Ich hab getan, was ich immer tue, wenn sie so ist. Ich ignorierte sie und schmachtete stattdessen meinen Traummann an.

Leider ist am Samstag nicht mehr viel passiert. Es blieb voll im Paddy's, und ER hatte viel zu tun hinter der

Theke. Den Rest des Abends wurden wir von Celine bedient, und um elf mussten wir Zuhause sein. Aber immerhin: Endlich hat der tolle Hintern und das hübsche Gesicht auch einen traumhaften Namen: JOE! Und das Beste ist: Ich weiß jetzt, wo ich ihn finden kann!

Du willst wissen, wie es weitergeht?

Dann lade dir den kompletten Roman für nur 2,99 Euro auf deinen eBook-Reader.

Der tollste Mann der Welt ist in allen gängigen eBook-Shops erhältlich.